

Magnus MacFarlane-Barrow

Eine Schale Getreide verändert die Welt

Exklusiv!
Mit neuen Texten
Anlässlich des Erreichens
von 2 Millionen Kindern

Die hoffnungsvolle Geschichte
von Meals





Sehr geehrte Unterstützer der Mary's Meals Familie in Deutschland, Österreich und der Schweiz!

Im September haben wir als weltweit tätige Hilfsorganisation einen weiteren großen Meilenstein erreicht: Seit dem 8. September ernähren wir über 2 Millionen Kinder in 20 der ärmsten Länder dieser Welt.

Anlässlich dieses Meilensteins ist in Britannien eine Neuauflage von Magnus MacFarlane-Barrows erstem Buch erschienen, das unter dem Titel ‚Eine Schale Getreide ernährt die Welt‘ in Deutschland veröffentlicht wurde. Hierfür hat Magnus ein weiteres Vorwort, ein zusätzliches Kapitel und einen neuen Epilog geschrieben. Da für den deutschsprachigen Raum derzeit keine Neuauflage geplant ist, haben wir die neuen Inhalte für Sie übersetzt und in diesem kleinen Büchlein zusammengeführt.

Wir hoffen, Ihnen damit eine kleine Freude machen zu können, und, falls Sie Magnus' erstes Buch noch nicht kennen sollten, vielleicht Ihre Neugierde auf ‚Eine Schale Getreide ernährt die Welt‘ zu wecken, in dem Magnus anschaulich die Entstehungsgeschichte von Mary's Meals beschreibt – von den ersten Anfängen im Jugoslawien-Krieg bis hin zum ersten Meilenstein, der Ernährung von 1 Millionen Kindern in 2015.

Darüber hinaus haben wir uns erlaubt, Ihnen eine Leseprobe beizufügen. Magnus hat im Jahr 2020 ein weiteres Buch mit dem Titel ‚GIVE - Charity oder die Kunst Großherzigkeit zu leben‘ veröffentlicht. Dieses Buch ist mittlerweile ebenfalls übersetzt und wird voraussichtlich ab Ostern 2022 im Handel erhältlich sein. Es beinhaltet Magnus' Gedanken und Erfahrungen zum Thema Wohltätigkeit und Nächstenliebe – sowohl im Kleinen bei jedem einzelnen von uns als auch im Großen, wenn es um organisiertes Helfen durch etablierte Hilfsorganisationen geht.



Und nun viel Vergnügen auf den nächsten Seiten verbunden mit unserem herzlichsten Dank für Ihre fortlaufende Unterstützung und einem lieben Gruß aus Mainz!

Inhalt

Neues Vorwort	4
Extrkapitel 14	6
Neuer Epilog	27
Leseprobe Give	29

Vorwort

Als ich an der ersten Ausgabe dieses Buches arbeitete – im selben alten Schuppen, in dem ich auch jetzt am Schreibtisch sitze –, hätte ich mir nicht im Entferntesten vorstellen können, welche gravierenden Auswirkungen meine Zeilen auf den ein oder anderen Leser haben würden.

Ein privater Spender ließ unserer Bewegung die unfassbare Summe von 1,2 Millionen Euro zukommen. Ein junges tschechisches Paar hatte viele Jahre auf ein Traumhaus gespart, nachdem sie jedoch eine Kopie des Buches gelesen hatten, entschieden sie sich, das Geld für den Aufbau einer Mary's Meals-Dependance in ihrer Heimat zur Verfügung zu stellen.

Unzählige Leser haben mich wissen lassen, dass sie nun – erstmals oder endlich wieder – Vertrauen in Hilfsorganisationen gefunden hätten. Viele (ich meine wirklich viele) weitere haben sich unserer Bewegung angeschlossen. Mit ihren selbstlosen Taten der Nächstenliebe unterstützen sie die Kinder, denen wir uns verschrieben haben.

Ich möchte nicht für mich in Anspruch nehmen, der Auslöser all dieser guten Taten gewesen zu sein. Weder haben sie etwas mit meinen Fähigkeiten als Autor (oder dem Mangel daran) noch mit meiner Rolle zu tun, die ich in dieser Geschichte spiele. Die Geschichte selbst – eine, die ich mir niemals hätte ausdenken können – hat diese Kettenreaktion in Gang gesetzt und eine alte Wahrheit bestätigt: Wie wundervoll die Menschen in Wirklichkeit sind.

Natürlich rief das Buch nicht bei jedem Leser eine lebensverändernde Erfahrung oder gar Begeisterungstürme hervor (ein oder zwei gefiel es ganz und gar nicht, wie der Person, die mich mit 'Adolf Hitlers Schäferhund' verglich und damit sehr zur Belustigung meiner Kinder beitrug). Die Veröffentlichung des Werkes übte einen gewaltigen Einfluss auf mein eigenes Leben aus, bescherte mir bereichernde wie auch unbequeme Erfahrungen. Am wichtigsten erscheint mir jedoch die Tatsache, dass es unserer Mission als wesentlicher Katalysator gedient hat.

Die Erstauflage dieses Buches markierte den ersten Meilenstein unserer Organisation – nach zwölf langen Jahren hatten wir es schließlich geschafft, jeden Schultag 1 Million Kinder mit einer nahrhaften Mahlzeit zu versorgen.

Zwei Millionen Schulkinder täglich verpflegen zu können – der glückliche Anlass für diese überarbeitete Ausgabe –, hat nur 6 weitere Jahre in Anspruch genommen, wobei das vorliegende Werk sicherlich eine entscheidende Rolle dabei gespielt hat.

Zum einen feiern wir mit dieser aktualisierten Fassung einen weiteren bedeutenden Meilenstein, zum anderen wollen wir von einigen erstaunlichen Ereignissen berichten, die sich in den Jahren seit der Erstveröffentlichung abgespielt haben. Ich hoffe, dass die neue Version des ersten Buches leidenschaftlicher als jemals zuvor verkündet: „Es ist möglich!“. Unsere Vision – dass jedes Kind auf diesem Planeten wenigstens eine warme Mahlzeit am Tag erhält – kann und muss Realität werden. Dass dies tatsächlich möglich ist, veranschaulicht die außergewöhnliche Erfolgsgeschichte von Mary's Meals. Ein Mosaik, das sich aus unzähligen Handlungen menschlicher Großherzigkeit zusammenfügt.

Für jeden dieser Diener der Nächstenliebe danke ich dem Herrn, insbesondere da wir in einer Welt leben, in der die Dringlichkeit, das nächste hungrige Kind zu versorgen, größer ist als jemals zuvor. Wenn es der Menschheit durch enorme Anstrengungen, Investitionen und Entschlossenheit gelingt, COVID-19 zu besiegen, warum dann nicht auch den auf der ganzen Welt wütenden Hunger? Obwohl wir die Antwort schon lange gefunden haben, sterben täglich immer noch viel zu viele Menschen an den Folgen unerbittlichen Hungers. Nahrung ist nichts was erst noch erfunden werden müsste. In einer Welt voller Überfluss ist Hunger schlicht ein Skandal, der zum Himmel schreit.

Dieses Buch soll jedoch keine Abhandlung über das globale Phänomen Hunger sein, sondern vielmehr eine Sammlung von Geschichten über eine bunt zusammengewürfelte Gruppe von Menschen, die diesen entschlossen bekämpfen. Und dabei einige bemerkenswerte Entdeckungen machen – insbesondere über sich selbst.

Extrkapitel 14

Liebe gelangt überall hin

Die Liebe ist eine Frucht, die das ganze Jahr Saison hat, und jeder kann davon pflücken, so viel er will.

Mutter Teresa

Die Reise in Richtung einer Million täglich versorgter Kinder endete fast genau dort, wo sie begonnen hatte. Um den ersten großen Meilenstein zu feiern, fand sich eine Gruppe ausgesuchter Menschen im malawischen Dorf Chirimba ein. Die Siedlung befindet sich etwa eine Autostunde entfernt von Balaka, wo ich 12 Jahre zuvor Edward kennengelernt hatte. Seinen Worten ist es zu verdanken, dass Mary's Meals überhaupt existiert. Die Grundschule des Dorfes, eingebettet in schroffem Fels, war Teil einer Gruppe von Schulen im Machinga Bezirk, in welchem wir unser Programm gerade ausgebaut hatten. Eine Erweiterung, die uns über die magische Zahl von einer Million hinausführen würde.

Der bezaubernde Chor der Jacaranda-Schule für Waisenkinder kam in einem klapprigen Minibus vorgefahren, viele Stunden vor der Morgendämmerung waren sie in Blantyre aufgebrochen. Nur wenig später erschienen einige Krawatte tragende Politiker und Würdenträger – die Presse im Schlepptau. Bevor der Spaß richtig losgehen sollte, stand noch die ein oder andere Rede auf der Agenda. Viele der Schüler und freiwilligen Helfer verloren jedoch irgendwann die Geduld mit den endlos referierenden Politikern und überließen diese schließlich sich selbst. Deutlich interessanter war es, dem Chor beim Aufwärmen zuzuhören und binnen Kurzem erfreuten wir uns an den (mittlerweile vertrauten) Liedern über Mary's Meals. Wie immer trieben uns 'One Cup of Porridge' und 'Children of Africa' Tränen in die Augen, bevor uns ein fröhlicher, speziell für diesen Anlass geschriebener Song von den Stühlen riss: 'One Million!'

Plötzlich begann etwas ganz anderes die Aufmerksamkeit der Kinder zu erregen. Chris Watt, Fotograf und langjähriger Unterstützer unserer Bewegung, bereitete

auf dem Bolzplatz der Schule eine Drohne auf ihren Einsatz vor. Ein Luftbild sollte

geschossen werden. Schon bald war er von einer lärmenden Kinderschar umgeben, als er mit Fernbedienung bewaffnet, das Fluggerät zum Leben erweckte.

In dem Moment, in dem die faszinierende Flugmaschine den Erdboden verließ, hätte man eine Stecknadel fallen hören können. Nur um Sekunden später von den lautesten Begeisterungsrufen abgelöst zu werden, die ich jemals gehört habe. Mit weit aufgerissenen Augen und wild gestikulierend verfolgten sie die Flugbahn des Multikopters, wobei sie noch ein wenig lauter schrien. In diesem Augenblick hatte ich die Hoffnung, dass die Kinder ihre vorher zugewiesenen Plätze einnehmen und von oben betrachtet die 1 Million bilden würden, vollständig aufgegeben. Irgendwann gewannen Lehrer und Mitarbeiter unserer Organisation wieder die Oberhand, dirigierten die aufgeregten Kinder auf ihre vorher zugeteilten Plätze. Jeder Jahrgang sollte sich auf einem bestimmten, im Sand markierten Bereich einfinden, um so die jeweilige Ziffer entstehen zu lassen. Dabei zuzusehen, wie sich die Zahlen langsam herauskristallisierten, war verblüffend. Ein Blick auf die Uhr erinnerte mich daran, dass ich schon längst hätte unterwegs sein müssen. Gerade noch rechtzeitig erwischte ich den letzten und einzigen Flug nach London. Dort sollte tags darauf die Erstausgabe dieses Buches der Öffentlichkeit präsentiert werden. Als Dalitso und ich uns eilig auf den Weg machten, konnte ich die Drohne über der mittlerweile perfekt aufgereihten Schülergruppe schwirren sehen. Die Kinder mochten den Anlass für jene Feier schon bald vergessen haben, den Anblick dieser futuristischen, über ihrem Pausenhof schwebenden Flugmaschine werden sie wahrscheinlich für immer in Erinnerung behalten. Und entgegen meiner Vermutung sollte sich das Drohnenfoto als absolut einzigartig herausstellen.

An die darauffolgenden Monate kann ich mich nur noch bruchstückhaft erinnern. Das Erreichen der ersten Million eröffnete uns nie da gewesene Möglichkeiten. Wieder und wieder erzählten wir unsere Geschichte, luden interessierte Menschen zu uns ein. Als wir in Chirimba die erste Million feierten, war der Startschuss für die zweite in unseren Köpfen bereits gefallen. Wir waren fest entschlossen, das große Interesse an unserer Arbeit bestmöglich zu nutzen.

Am Folgeabend wohnte ich in einer herrlichen Buchhandlung auf der Marylebone High Street der Lancierung von *Eine Schale Getreide verändert die Welt* bei. Ich hatte nie zuvor an einer Buchpräsentation teilgenommen, dementsprechend auch absolut keine Vorstellung davon, was mich erwarten würde. Mal abgesehen von der Tatsache, dass es sich um mein Buch handelte. Ganze Stapel gebundener Ausgaben davon auf der Ladentheke und in den

Regalen zu sehen, war einfach unglaublich und ich war erleichtert, eine stattliche Zahl interessierter Leser im Raum zu wissen. Bücher zu signieren fühlte sich tatsächlich merkwürdig an – etwas, auf das ich damals nicht vorbereitet war und das mir heute noch schwerfällt. Ich habe sogar eine Art 'Buchunterschrift' erfunden, sodass mein Namenszug wenigstens vage zu erkennen ist.

Eingeladen zu werden, um auf irgendetwas meine Unterschrift zu hinterlassen, wurde im Jahr 2015 zu einer Art Dauerbrenner. Als ich im New Yorker Facebook-Büro das Buch präsentierte, wurde ich überraschenderweise gebeten, auf ihrer berühmten Wand zu unterschreiben. Wenige Monate später lud man mich zu einem Besuch der HarperCollins-Geschäftsräume in der Nähe von Glasgow ein. Nach einem kurzen Vortrag gab man mir eine Tour der brandneuen Ausstellungsräume, in denen die interessante Entstehungsgeschichte des Verlags zu bestaunen ist. Auch hier gab es eine riesige weiße Wand, die nur darauf wartete, signiert zu werden. Im Gegensatz zur Facebook-Tafel war sie jedoch noch vollständig leer. Eine Laune des Schicksals hatte mich zum ersten Autor auserkoren, dem die Ehre zuteilwerden sollte, hier seinen Namenszug zu hinterlassen. Als man mir einen Textmarker in die Hand drückte, bekam ich ein flaes Gefühl im Magen. Offensichtlich war die Kunde meiner unmöglichen Unterschrift noch nicht bis in ihre Büroräume vorgedrungen. Als ich die jungfräuliche Wand vor mir betrachtete, stieg ein Gefühl der Panik in mir auf. Meine Gastgeber indes sahen mich erwartungsvoll an.

„Sind sie sicher? Was soll ich denn schreiben?“, frage ich kleinlaut, während ich händeringend nach einem Vorwand suchte, das wohlgemeinte Angebot abzulehnen.

„Was ihnen gerade einfällt. Wie wäre es mit ihrem Namen und Mary's Meals?“, half man mir höflich auf die Sprünge.

Ich drehte mich also wieder zur Tafel zurück und brachte es irgendwie fertig, meinen Namen noch unleserlicher und unbeholfener als sonst hinzukritzeln, spürte jedoch eine große Erleichterung, wenigstens das bewerkstelligt zu haben. Dann schrieb ich 'Mary's Meals'. Zumindest glaubte ich das. Tatsächlich hatte ich 'Mary's Meal's 'an die schöne weiße Wand geschrieben. Mit unauslöschlichem Filzstift. Wo der zusätzliche Apostroph herkam, kann ich mir bis heute nicht erklären. Es machte überhaupt keinen Sinn. Ein Fehler, der mir noch nie zuvor unterlaufen war, handelte es sich doch um Worte, die ich Tag für Tag zu schreiben hatte. Hinter mir herrschte absolute Stille – bevor im nächsten Moment jemand davonlief, um einen nassen Lappen zu holen. Man schrubkte und scheuerte – ohne Erfolg. Der unschöne, ganz und gar unpassende Apostroph

wurde schon bald zu einem hässlichen Schmierfleck. 'Dokumentenecht'. Nach dem Vertrauen und der großartigen Unterstützung, die man mir seitens HarperCollins entgegengebracht hatte, wird mir dieser Moment auf ewig die Schamesröte ins Gesicht treiben.

Die meisten der Signierstunden verliefen jedoch ohne unangenehme Zwischenfälle. An der Glasgow Caledonian University bereitete man mir einen äußerst liebenswürdigen Empfang, unter den Anwesenden befanden sich meine Angehörigen und viele gute Freunde. Als das Abendprogramm eine kleine Rede meinerseits vorsah, bemerkte ich, dass ich meine persönliche Kopie des Buches verlegt hatte. Mit Post-its waren Passagen markiert, die ich unbedingt hatte vorlesen wollen. Gerade als ich ein paar anwesende Mary's Meals-Mitarbeiter um Hilfe bitten wollte, erhob sich unser vierjähriger Sohn Gabriel von seinem Stuhl. Mit meinem Buch in der Hand lief er geradewegs auf mich zu, übergab es mir mit einem Grinsen in Gesicht. Ich werde diesen Moment nie vergessen und hätte mir gewünscht, Gabriel für meine nächste Reise nach Nordamerika einfach in den Koffer packen zu können.

Während ich dachte, bereits auf Hochtouren zu laufen, sollte mir der Aufenthalt in New York das Gegenteil beweisen. Nicht zum ersten Mal wurden mir freundlicherweise die Büroräume der Laffonts zur Verfügung gestellt. Dieses Mal, um an einer virtuellen Radiotour teilzunehmen, bei der ich siebzehn aufeinanderfolgende Interviews mit Moderatoren in verschiedenen Teilen der USA führte. Eine äußerst effektive Methode, um Zuhörer im ganzen Land zu erreichen und dabei gleichzeitig der eigenen Stimme überdrüssig zu werden. Im Gegensatz zu virtuellen verwirklichte ich auch einige reale Dinge. Unter anderem nahm ich einen Drehtermin mit CNN im Central Park wahr sowie eine Einladung zum Interview inklusive Fotoshooting mit dem *Time-Magazine*. Genau genommen fällt mir jetzt erst auf, dass nichts davon jemals veröffentlicht oder im Fernsehen ausgestrahlt wurde. Ich kann nur hoffen, dass ich an jenen Tagen keine Essensreste im Gesicht oder gar vergessen hatte, mir eine Hose anzuziehen.

Dann ging es weiter zu den eher bodenständigen Einwohnern Iowas. Dort hielten wir zwei öffentliche Buchpräsentationen ab, in der Hoffnung, im amerikanischen Herzland eine adäquate Leserschaft für uns zu gewinnen. Eine Hoffnung, die sich erfüllen sollte. Die unerwartet hohen Verkaufszahlen waren vor allem der unbändigen und ansteckenden Energie Ellen Millers zu verdanken. An einem Abend gingen uns sogar die Bestände aus – irgendwann gab es im ganzen Mittleren Westen keine einzige Ausgabe mehr zu kaufen –, sodass wir für die

Abschlussveranstaltung in der Pfarrei St. Francis in Des Moines die Anzahl der Einzelverkäufe limitieren mussten.

Als Nächstes stand Toronto auf dem Programm, wo wir – nach zahlreichen Auftritten in diversen Talk-Shows – noch am selben Abend zu einer Signierstunde nach Niagara Falls weiterreisten. Die Veranstaltung wurde von Freunden der verstorbenen Bridgid Davidson organisiert und war äußerst bewegend. Bevor sie den Kampf gegen den Krebs verlor, hatte Davidson Mary's Meals Kanada ins Leben gerufen. Unterstützend war ihr Ehemann Mike anwesend, begleitet von Bridgids Mutter und Schwester, und der Abend lässt sich wohl als äußerst emotional beschreiben. Mit Einsatz der Dämmerung wurden die nahe gelegenen, weltbekannten Niagara-Fälle von riesigen Flutlichtern in Szene gesetzt, erstrahlten im Blau von Mary's Meals. Eine weitere gelungene Überraschung zur Feier der ersten Million, organisiert von Bridgids Freunden. Es war ein spektakulärer Anblick, der zu einem symbolträchtigen Abbild von Mary's Meals und der ersten Million wurde – vergleichbar mit der Aufnahme der Kinder, die in Chirimba die Zahl 1.000.000 dargestellt hatten. Zu meiner Schande muss ich gestehen, dieses einzigartige Spektakel nicht persönlich miterlebt zu haben. Zu groß war die Erschöpfung – als die illuminierten Wassermassen erstrahlten, lag ich bereits schlafend in meinem Hotelzimmer.

Seit Erreichen des ersten bedeutsamen Meilensteins ist mein Leben erfreulicherweise überwiegend ruhig verlaufen. Zum Glück habe ich den Großteil meiner Zeit in den vergangenen sechs Jahren nicht mit Signierstunden oder vor der Kamera verbringen müssen. In der Tat habe ich viel wertvolle, kamerafreie Zeit in meinem alten Schuppen zugebracht – aber auch in einigen der verarmten und ausgegrenzten Gemeinden, die in jüngster Zeit Teil der Mary's Meals-Familie geworden sind: ein Gefängnis auf Madagaskar, in dem Kinder vor sich hin vegetieren; die Grundschule einer Leprakolonie im Südsudan; eine abgelegene, schwer erreichbare Dorfschule im haitianischen Bergland (von kamerafrei kann hier allerdings nicht die Rede sein, wurden wir doch von Gerard Butler begleitet, der mit uns einen Dokumentarfilm drehte); isolierte Dorfgemeinschaften in der weitläufigen, staubtrockenen Wildnis von Turkana, Kenia. An all diesen Orten lernte ich bemerkenswerte Menschen kennen, die ihre Gemeinde tatkräftig und begeistert unterstützten. Überall war klar ersichtlich, dass die Schulspeisungsprogramme lokal organisiert und betrieben wurden – nach dem Prinzip, auf dem Mary's Meals sich aufbaut. Und ohne dass ich danach gesucht hätte, wurde ich mehr als einmal Zeuge verblüffender Glaubensbekundungen.

Während der Dreharbeiten in Haiti (schlussendlich nannten wir den Streifen *Liebe gelangt überall hin*) unterhielten sich Gerard und ich lange mit einer Mutter, deren Kinder aufgrund des ständigen Hungers die Schule nicht besuchen konnten. Die Familie befand sich in einer ausweglosen Situation. Unvermittelt fragte Gerry die Frau: „Wovor hast du am meisten Angst?“

Sie schaute ihn an, erst ungläubig, dann mit einem bezaubernden Lächeln im Gesicht und antwortete: „Ich bin ein Kind Gottes. Ich habe vor gar nichts Angst!“ Wobei sie ‘gar nichts’ besonders hervorhob. Weder hatten wir mit dieser Antwort gerechnet noch danach gesucht, die offenkundige Aufrichtigkeit ihrer Aussage empfanden wir indes als tief bewegend.

An einem fürchterlich heißen Tag im Südsudan besuchten Alex Keay und ich eine weitere Schule, in der unser Schulspeisungsprogramm vor Kurzem eingeführt worden war. Wir kamen direkt von Madagaskar, wo wir uns einen Magen-Darm- Infekt zugezogen hatten und fühlten uns beide äußerst unwohl, waren völlig dehydriert. Was man uns angesehen haben muss.

Als wir leicht fiebrig vor Tausenden singender Kinder standen, traten unerwartet zwei ältere Schüler auf uns zu, legten sanft ihre Hände auf unsere glühende Stirn. In der folgenden, kurzen Stille realisierten wir, dass sie für uns beteten. Wieder einmal hatte sich die Illusion, in der wir uns als ‘Heilsbringer’ empfanden, in Luft aufgelöst.

Mittlerweile erhielt unsere Organisation Unterstützung von unterschiedlichsten Menschen aus aller Herren Länder, was uns in die Lage versetzte, viele weitere Gemeinden an unserem Programm teilhaben zu lassen. Darunter die ärmsten der Armen, Menschen die unter unvorstellbaren Bedingungen lebten.

In Tschechien erfuhr Mary’s Meals eine beispiellose Welle der Aufmerksamkeit. Nachdem sie die Erstausgabe dieses Buches gelesen hatten, entschlossen sich Karel und Lucy, all ihr Erspartes für die Gründung einer Zweigstelle in ihrer Heimat zu verwenden. Ursprünglich hatten sie damit ihr Traumhaus errichten wollen. Nie zuvor hatte ich unsere Organisation in solch einer Geschwindigkeit wachsen sehen! Mittlerweile unterstützen uns dort Zehntausende großzügige Menschen. Etwas Vergleichbares, nicht weniger Spektakuläres geschieht seitdem in der benachbarten Slowakei und in Polen.

Erstaunliche Ereignisse haben sich auch in anderen Regionen abgespielt. Im Juli 2019 reiste ich mit Julie nach Kroatien, um dort an der 10-Jahresfeier zu Ehren unserer Bewegung teilzunehmen. Wir genossen einen wunderschönen Abend in Slavonski Brod, einer Stadt, in der wir das uns letzte Mal vor fast 30 Jahren

aufgehalten hatten. Damals lag das Zentrum in Ruinen, war Zufluchtsort für Abertausende von Flüchtlingen. Wo Menschen einst anstanden, um aus einem Lkw heraus unsere Essenspakete zu ergattern, werden nun fleißig Spendengelder für unsere Bewegung eingesammelt.

Am Folgeabend hielten wir die zentrale Veranstaltung in Zagreb, der Hauptstadt Kroatiens, ab. Nach einer kurzen Rede meinerseits wurde mir eine ganz besondere Überraschung zuteil. Einer der freiwilligen Helfer kam zu mir auf die Bühne geklettert und übergab mir ein kleines Päckchen, welches sich beim Auspacken als ein kroatisches Fußballtrikot entpuppte. Da ich ein großer Fan ihrer faszinierenden Nationalmannschaft bin (im Jahr zuvor hatten sie immerhin das WM-Finale erreicht), war ich mehr als zufrieden mit diesem unverhofften Geschenk. Erst als ich das Trikot umdrehte, realisierte ich, dass es sich um weitaus mehr handelte als ein einfaches Kleidungsstück. Luka Modric, Träger des Ballon d'Or (und somit anerkanntermaßen einer der besten Spieler der Welt), hatte persönlich auf der Rückseite unterschrieben. Als Julie und ich vor langer Zeit Hilfslieferungen nach Kroatien fuhren, befanden er und seine Familie sich unter den Flüchtlingen, die in der Küstenstadt Zadar ausharrten. Sicherlich einer der Gründe dafür, dass sie unsere Bewegung heute unterstützen. Wie hätten wir ahnen können, dass sich unter der Schar der Kinder ein künftiger Superstar befand!

Wenn ich an die Vielzahl wundersamer Geschehnisse denke, die sich seit Herausgabe der ersten Auflage dieses Buches ereignet haben – viel zu viele, um sie hier wiederzugeben –, fällt mir eines auf: Der Grundstein für die meisten dieser Erfolgsgeschichten wurde teilweise vor Jahrzehnten gelegt und manches davon ist in vorangegangenen Kapiteln dieser Ausgabe nachzulesen. Niemals werde ich den Tag vergessen, an dem Jimmy Belabre, der junge Musiker aus Cité Soleil, sich vor Zehntausenden junger Menschen das Herz aus dem Leibe sang. Während des jährlichen Jugendfestivals von Medjugorje lauschten sie gebannt seinen Worten: „Wenn Mary's Meals Unmögliches vollbringen kann, so kann ich das auch!“ Daraufhin tanzten wir zu seiner Musik, hatten Tränen in den Augen. Ich habe die Bilder deutlich vor mir – Priester, die sich unter strahlender Sonne zum Rhythmus der Conga bewegten.

Mit Beginn des Jahres 2020 änderte sich alles. Drei Jahrzehnte der Umtriebigkeit wurden abgelöst von völligem Stillstand. Eine globale Pandemie verbannte auch mich ins Home Office. Die folgenden eineinhalb Jahre würde ich kein Flugzeug mehr betreten oder auch nur eine Nacht von meiner Familie getrennt sein müssen. Seitdem habe ich mich an Dingen versucht, für die ich vorher schlicht

keine Zeit hatte – Gemüse anbauen, Hühner halten, jedes Wochenende und jeden Abend mit meiner Familie verbringen oder den Kindern unseres Dorfes ein wenig Shinty beibringen (alter keltischer Sport aus Schottland, welcher als Vorläufer des Hockeys und des Eishockeys gilt).

Während ich mir diese Pandemie ganz sicher nicht herbeigewünscht habe – mit all dem unsäglichen Leid, das sie verursacht hat –, empfinde ich doch tiefe Dankbarkeit für diese Zeit der Stille. Sie gibt Raum, gewisse Dinge zu überdenken, neue Ansätze zu entwickeln und wichtige Entscheidungen zu treffen. Ich denke, dass es nicht nur mir, sondern uns allen so ergangen ist. Seltsame Zeiten, die uns komplexe Lektionen erteilt haben.

Mit Beginn der Pandemie, zum Zeitpunkt der globalen Schulschließungen, stellte sich die Frage, wie eine Organisation, deren einziger Zweck darin besteht, Schulspeisungsprogramme durchzuführen, künftig operieren sollte. Eine Sache war sofort klar: Die Programme mussten weiterlaufen. Es mögen berechtigte Gründe existieren, den Schulunterricht auszusetzen, die Legitimation, Kindern Nahrung zu verwehren, wird es indes niemals geben. Insbesondere, wenn das Überleben der Kleinen davon abhängt. Zum ersten Mal und auf globaler Ebene fand Schulunterricht zu Hause statt. Wie würde es uns gelingen, unser Versprechen in diesen schwierigen Zeiten einzuhalten? Um schnellstmöglich ein neues System zu etablieren, arbeiteten wir in den Tausenden Gemeinden, die von Mary's Meals versorgt werden, mit lokalen Führungskräften und öffentlichen Gesundheitsbehörden zusammen. Der neue Modus Operandi sah vor, dass Eltern die Lebensmittel in der Schule abholen und am heimischen Herd zubereiten würden. Auf diese Weise gelang es uns, fast alle Kinder während der Zeit der Schulschließungen auch weiterhin adäquat zu versorgen.

Inzwischen bereitete uns das elementare Thema der Beschaffung von Spendengeldern große Sorgen. Wegen der Lockdowns mussten zahlreiche Fundraising-Events abgesagt, ein Großteil der ehrenamtlichen Tätigkeiten eingestellt werden. Viele unserer großzügigen Unterstützer hatten pandemiebedingt mit eigenen Problemen zu kämpfen oder gerieten selbst in eine wirtschaftliche Notlage. Womit wir nicht gerechnet hatten, war, dass sie uns auch weiterhin den Rücken stärken würden.

Im März 2020 befand ich mich auf dem Nachhauseweg von unserem Hauptsitz in Glasgow – Büroräume, deren Türen für lange Zeit geschlossen bleiben mussten. In der Absicht, den wöchentlichen Großeinkauf zu erledigen, fuhr ich auf den Parkplatz einer örtlichen Supermarktkette. Während ich den Einkaufswagen mühsam durch die überfüllten Gänge manövrierte, erhielt ich

eine SMS von Julie: Die Schulen unserer Kinder würden geschlossen. Bevor ich diese Information verdauen konnte, fiel mein Blick auf Reihen leerer Supermarktregale. Gähnende Leere, wo sich normalerweise Pasta-Kartons stapelten. Einziges Überbleibsel – ein zerrissenes Stück Pappe, auf dem das Markenzeichen einer italienischen Nudelmanufaktur zu sehen war. Durch eine Art Supermarkt-Hopping gelang es mir letztendlich ohne größere Probleme die meisten Grundnahrungsmittel für die kommende Woche zu besorgen. Allerdings war nicht zu übersehen, dass viele Produkte zurückgehalten oder schlicht ausverkauft waren (eine weitere neue Erfahrung für mich). Als ich entlang der Ufer des Loch Lomond nach Hause fuhr, wurde ich von einer Reihe unangenehmer, ungewohnter Gefühle übermannt. Zum ersten Mal in meinem Leben machte ich mir über eine Sache ernsthaft Gedanken: Was würde passieren, wenn es von heute auf morgen keine Lebensmittel mehr zu kaufen gäbe?

„Immer genug zu essen zu haben und eines Tages die Schule besuchen zu können.“ Für Edward ein Lebenstraum – für Menschen wie mich lebenslange Selbstverständlichkeit. Der tägliche Überlebenskampf von Millionen unserer Brüder und Schwestern ist mit vorübergehend leeren Supermarktregalen und ebenso temporären Schulschließungen wohl kaum zu vergleichen. Der ausschließlich für den Eigenbedarf wirtschaftende Kleinbauer, dessen Maisfeld von einer Dürre zunichtegemacht wurde, kann nicht einfach in den nächsten Dorfladen gehen und auf Kartoffeln und Reis zurückgreifen, so wie ich es gerade getan hatte. Ausgesetzter Unterricht – für Millionen Kinder leider trauriger Alltag. Menschen, die sich mit nicht bezahlbaren Schulgebühren, Unterernährung sowie der Tatsache konfrontiert sehen, dass die Arbeit ihrer Kinder schlicht notwendig ist, um das Überleben der Familie zu sichern. Einerseits war mir bewusst, dass ich letztendlich keinen blassen Schimmer hatte, was es bedeutet, in einem derart unsicheren Umfeld leben zu müssen, andererseits empfand ich tiefe Demut angesichts der vielen unangenehmen Momente, die mir jene seltsamen Märztage bescherten. Im Nachhinein betrachtet, waren es unzählige Gelegenheiten, das Gefühl der Solidarität und des Mitgefühls zu vertiefen.

Inwieweit Erfahrungen wie diese eine Rolle im Verhalten unserer Unterstützer gespielt haben, kann ich nicht sagen. Was ich sagen kann, ist, dass uns bei Mary's Meals in den vergangenen Monaten ganz wunderbare Dinge widerfahren sind. Die Annahme, dass die Zuwendungen unter COVID-19 deutlich zurückgehen würden, hat sich als falsch herausgestellt. Das genaue Gegenteil ist passiert – seit

Beginn der Pandemie haben wir mehr Unterstützung erfahren als jemals zuvor. Mit ungläubigem Staunen habe ich dabei zugehört, wie ein Heer von Freiwilligen über den ganzen Globus verteilt sich den widrigen Umständen angepasst und neue Wege gefunden hat, die Botschaft von Mary's Meals zu verkünden. Allen Restriktionen zum Trotz. Ungeachtet eigenen Leids und allerlei auftretender Probleme bilden unsere Unterstützer nach wie vor die tragende Säule unserer Organisation. Als Ergebnis sehen wir ein rasantes Wachstum – sowohl eingehende Spendengelder als auch Mitgliederzahlen betreffend. Etwas ganz Eigenartiges ist geschehen (von dem ich nicht behaupten könnte, es vollständig verstanden zu haben). Etwas, das uns in die Lage versetzt, unsere Arbeit voranzutreiben und Gemeinden an unserem Programm teilhaben zu lassen, die händeringend darauf warteten. Eine unglaublich positiv stimmende Nachricht, wenn man bedenkt, welche verheerende Auswirkungen die Pandemie auf die ärmsten Länder der Welt gehabt hat. Und vergessen wir nicht die Tatsache, dass Prognosen zufolge weitaus mehr Menschen an den Folgen chronischer Unterernährung sterben werden, als an den Folgen von COVID-19.

Inzwischen hatte mir der behördlich verordnete Hausarrest unschätzbare neue Perspektiven eröffnet. Nicht in der Lage, Vorträge abzuhalten oder persönliche Treffen wahrzunehmen, verlagerte sich der Schwerpunkt meiner Führungsrolle hin zu der eines Unterstützers und Mentors. Zu meiner großen Erleichterung fühlte sich die außergewöhnliche Geschichte von Mary's Meals weniger und weniger wie meine eigene an. Was sie ohnehin niemals war und sein wird. Meine Person trat sukzessive in den Hintergrund. Auch wenn ich es wahnsinnig vermisste, mit unseren Helfern im Staub eines Spielplatzes zu sitzen oder barfußigen, lachenden Kindern einen Gebirgspfad hinauf zu folgen, erkannte ich doch die Vorteile, die mir diese neue virtuelle Realität bescherte. Ich erinnere mich an einen vollständigen Arbeitstag, an dem ich mit Freunden auf mehreren Kontinenten gleichzeitig kommunizierte. Und das, ohne dabei meinen Schuppen verlassen zu müssen.

Anstatt die Geschichte unserer Organisation wieder und wieder aus meiner Perspektive zu erzählen, lauschte ich nun mit großer Freude den Ausführungen anderer Menschen. Videokonferenzen erlaubten mir, ein weltweites Publikum zu erreichen, ohne dabei auch nur ein einziges Flugzeug besteigen zu müssen. Ein weiterer großer Vorteil bestand darin, Freunde und Bekannte endlich einmal in 'meinen Schuppen' einladen und eine virtuelle Tasse Tee mit ihnen trinken zu können. Unter diesen inspirierenden Persönlichkeiten befand sich Felix, ein

junger Mann aus Deutschland, den weitaus tragischere Umstände an sein Zuhause gefesselt hatten.

Seine Eltern kannte ich bereits, seine faszinierende Tante Marianne spielt eine wichtige Rolle im Ehrenamt von Mary's Meals-Deutschland. Felix hatte an der schottischen University of St Andrews studiert – um danach eine beeindruckende internationale Karriere zu verfolgen –, kennengelernt habe ich ihn erst über diese Videotelefonate.

Nachdem sich im Jahr 2016 kurze Phasen des Studierens und Arbeitens abgewechselt hatten – Felix hatte als Unternehmensberater in Tokio, Helsinki, Paris und Chicago gearbeitet –, wollte er sein Studium in Singapur mit dem MBA abschließen. Mit 28 Jahren war er bereits ein treuer Unterstützer unserer Bewegung, der uns Jahr für Jahr äußerst großzügige Spendenbeträge hatte zukommen lassen. Kurz nach seiner Ankunft in Singapur nahm Felix an einem folgenschweren Tauchausflug nach Malaysia teil. Beim Aufstieg aus 30 Meter Tiefe traten Komplikationen auf, die dazu führten, dass er bewusstlos und blutüberströmt aus dem Wasser geborgen werden musste. Die in Gang gesetzte Bergung gestaltete sich äußerst kompliziert und nahm enorme Ausmaße an (der Unfall geschah vor einer abgelegenen Insel). Mehrere Wochen verbrachte Felix im Koma. Seine Überlebenschancen wurden als gering eingeschätzt, die Ärzte gingen davon aus, dass er massive Hirnschäden erlitten hatte. Wenn Felix heute über jene Tage spricht – an die er sich selbstverständlich nicht erinnern kann –, redet er hauptsächlich vom unerschütterlichen Glauben seiner Familie.

Der Unfall und die Zeit danach waren natürlich eine schreckliche Erfahrung für mich. Meine Familie und Freunde begleiteten mich durch diese schwere Zeit, wobei wir nie den Glauben verloren und ohne Unterlass beteten. Man könnte denken, dass ein derart tragisches Unglück dazu führte, seinen Glauben zu verlieren – was bei mir jedoch niemals der Fall war. Vielleicht wurde mir eine besondere Art der Gnade zuteil. Natürlich gab es auch Momente des Zweifels, doch waren diese nur von kurzer Dauer. Irgendwann stimmten Unbekannte, die von meinem Unfall gehört hatten, in unsere Gebete ein und die ganze tragische Angelegenheit verwandelte sich in eine wundervolle Erfahrung. Es entstanden riesige Gebetsgruppen, aus denen sich noch größere Gebetsketten bildeten. Meine Schwester sorgte dafür, dass 24 Stunden am Tag irgendjemand für mich betete.

Zwei Wochen vor Weihnachten erwachte Felix aus dem Koma. Sein Sprachzentrum schien vollkommen intakt, sogar die Fähigkeit, mehrere Sprachen zu sprechen, hatte er nicht verloren. Allerdings konnte er sich vom Hals

abwärts nicht bewegen. Der internationale Überflieger hatte plötzlich ganz andere Ziele vor Augen. An erster Stelle standen nun Aufgaben wie grundlegende Körperfunktionen wieder zu erlernen und Wege zu finden, mit all seinen Einschränkungen zurechtzukommen. Die folgenden 15 Monate verbrachte er in Intensivrehabilitation in einer Heidelberger Spezialeinrichtung.

„An diese Zeit habe ich sowohl schmerzhaft als auch sehr schöne Erinnerungen“, sagte er mir eines Tages während eines Videotelefonats. „Ich habe dort viele neue Freunde gewonnen.“

Im Jahr 2018 zog Felix zurück in sein Elternhaus nach Frankfurt. Trotz aller Schwierigkeiten hat er nie damit aufgehört, uns zu unterstützen. Dann kam ihm im Laufe des Jahres 2020 eine Idee. Er entschloss sich, seine zweimal in der Woche stattfindende Therapieeinheit auf einem ´Lyra´-Gangtrainer Mary´s Meals zu widmen.

„Auf dem Lyra zu trainieren, ist äußerst anspruchsvoll“, erklärt Felix. „An manchen Tagen ist es so schmerzhaft, dass ich abbrechen muss. Beinorthesen und spezielle Sicherungsgurte bringen mich in eine aufrechte Position, aus der ich zu laufen beginne. Genauer gesagt ist es die Maschine, die mich bewegt, nicht andersherum. Es mag sich banal anhören, aber mittlerweile erreiche ich immerhin 2,7 km/h. Für mich und die Maschine ist das ziemlich schnell.“

Er beschloss, die Sache in eine Art Charity-Veranstaltung umzuwandeln, um so Spendengelder für die Arbeit von Mary´s Meals in Kenia zu sammeln. Die Summe von 9.150 Euro sollte erzielt werden – genug, um weitere 500 Kinder zu versorgen. Die ´Felix läuft für Mary´s Meals-Kampagne´ sollte schon bald von großem Erfolg gekrönt sein. Aus der ganzen Welt gingen Spenden ein. Sogar von Berühmtheiten wie der Sängerin Amy Macdonald wurde die Initiative online geteilt. Letztendlich sammelte Felix 142.000 Euro ein – genug, um weitere 7.700 Kinder ein Jahr lang zu ernähren!

„Es war wirklich hart, verlangte mir alles ab“, sagt Felix rückblickend. „Aber ein bisschen stolz bin ich auch!“

Mich mit ihm zu unterhalten, ohne dabei emotional zu werden, fällt mir immer noch sehr schwer. Selbst ein einfacher Videoanruf bedeutet für ihn eine große Herausforderung. Wenn ich ihn dann frage, woraus er seine Kraft schöpft, kommt er stets auf seinen Glauben zu sprechen.

„Ich habe schon immer einen starken Glauben gehabt, wusste schon immer, dass Gott existiert. Tief in meinem Inneren spüre ich es ganz einfach. Mein Vater ist

evangelisch, meine Mutter katholisch. Wir wurden in dem Glauben erzogen, dass Jesus Christus unser Erlöser ist, und das ist das Einzige, das zählt – unterschiedliche Konfessionen und Bezeichnungen spielen dabei keine Rolle. Während meiner Studienzeit lag mein Fokus auf anderen Dingen und die Religion war ein klein wenig in den Hintergrund getreten. Doch hatte ich nie aufgehört zu beten. Abend für Abend sprach ich meine Gebete.“

„Aber jetzt, ich meine im Nachhinein? Wie hat sich deine Sicht der Dinge angesichts dieses schrecklichen Ereignisses verändert?“, frage ich ihn.

„Inzwischen setzen wir uns jeden Abend zusammen, um gemeinsam in einem spirituellen Werk zu lesen, stets begleitet von zwei oder drei Bibelversen. Die Kernaussage des Buches besteht darin, auf Gott zu vertrauen. Ein Tag nach dem anderen. Mittlerweile gelingt es mir recht gut, danach zu leben. Wovon meine Familie ziemlich beeindruckt ist – es fühlt sich tatsächlich wie ein Gott gegebenes Geschenk an. Ich mache mir wirklich über sehr wenige Dinge Sorgen.“

An diesem Punkt unserer Unterhaltung kann sich Felix ein Lachen nicht verkneifen. Seine Kamera hat heftig zu zittern begonnen und er bemerkt, dass mich das nervös macht. Er ruft seiner Mutter im Nebenraum zu, dass ihm seine Beine Probleme bereiten. Kurz darauf ist sie auch schon zu sehen und nach ein paar Handgriffen geht es Felix bereits deutlich besser.

„Keine Angst, das ist nichts Schlimmes – ich wollte nur nicht, dass du dich fragst, warum die Kamera so zittert“, sagt er lachend, während die Zuckungen langsam nachlassen.

„Du hast aber auch mal schlechte Phasen, oder?“, frage ich ihn, völlig fasziniert ob seiner unbändigen Lebensfreude.

„Natürlich bin ich manchmal schlecht drauf. Und ja, manchmal geht es mir tatsächlich beschissen.“ Und dann lacht Felix auch schon wieder. „Wie gesagt, meistens geht es mir gut. Natürlich vermisse ich es, zu reisen oder mich mit Freunden zu treffen. Doch dann wird mir bewusst, in welchem wunderschönen Haus ich lebe, mit meiner liebevollen Familie, meiner verspielten Hündin Paula, die in unserem großen Garten herumtollt. Ich muss nicht in Krisengebieten wie Syrien oder dem Jemen ... oder Tigray ausharren und habe jeden Tag genug zu essen. Ab und zu denke ich, dass mein Leben besser, gleichzeitig aber auch viel schlechter sein könnte. Jeden Tag zähle ich Dinge auf, für die ich dankbar bin. Die Liste wird immer länger. Ich liebe es, dem Gesang der Vögel zu lauschen. Dann denke ich mir: Das Leben ist schön! Ich versuche, mich an kleinen Dingen zu erfreuen. Vielleicht sollten wir uns weniger mit Leuten vergleichen, denen es

besser geht als uns – wahrscheinlich wäre es besser, sich auf diejenigen zu konzentrieren, denen es um so vieles schlechter geht.“

Wenn ich meine wirklich lange Dankesliste erstelle (was ich mir zur Gewohnheit gemacht habe), stehen die Gespräche mit Felix an oberster Stelle.

Die unzähligen Telefonate, die ich zu jener Zeit mit Schwester Medhin in Äthiopien führte, müssten auf dieser Liste eigentlich auch aufgeführt werden. Allerdings waren die Gespräche oft derart schockierend und so weit weg von meiner Realität, dass sie mich zutiefst beunruhigt zurückließen. Mehr als einmal hätte ich mir die Bedenkzeit gewünscht, die ein Langstreckenflug mit sich bringt (oder irgendeine andere Form der Zerstreuung), bevor ich mich nach einem Gespräch über verzweifelte, Hunger leidende Menschen mit meiner Familie an den gedeckten Esstisch setzte.

Ich traf Schwester Medhin, eine äthiopische Nonne, während eines Aufenthaltes in Tigray im Jahr 2016. Sie und ihre kleine Gemeinde (Töchter der christlichen Liebe, auch Vinzenterinnen genannt) hießen mich in ihrem bescheidenen Haus in der Stadt Mekelle herzlich willkommen. Da wir in der Region Tigray unsere Schulspeisungsprogramme einführen wollten, verbrachten wir mehrere Tage damit, die Gegend zu erkunden. Es war mein erster Besuch eines Landes, das mich schon seit Langem in seinen Bann gezogen hatte. Unser straffer Zeitplan ließ jedoch wenig Raum für jedwede Art Sightseeing. Immerhin gelang es Schwester Medhin, mir während einer unserer zahlreichen Autofahrten einige der berühmten uralten Felsenkirchen zu zeigen, die in den Klippen über uns thronen. Eines Nachmittags fanden wir sogar Zeit, einen Kaffee in dem Hotel zu uns zu nehmen, in dem Bob Geldof während seiner Live Aid-Kampagne residierte. Den überwiegenden Teil unserer Zeit verbrachten wir indes in Dörfern, eingerahmt von öder Gebirgslandschaft, in denen man bereits auf unsere Ankunft gewartet hatte. Ich erinnere mich an eine kleine Grundschule, in der wir im winzigen Büro des Direktors zusammengepfercht schulinterne Daten analysierten. Wie so oft zeichnete sich das vertraute, deprimierende Bild des hoffnungslosen Kampfes gegen den Hunger ab. Die Zahl der jährlichen Schulabgänger sprach Bände. Als wir aufstanden, um uns zu verabschieden, hörten wir den durchdringenden Klang der Mittagsglocke, gefolgt vom Getrappel, der in die Flure strömenden Kinder. Nachdem wir das dunkle Zimmer verlassen und unsere Augen sich an die gleißende Sonne gewöhnt hatten, erblickten wir eine lange Reihe schweigender Kinder, die im Schatten des Schulgebäudes Schutz gesucht hatten. Die Stille war erdrückend. Eine weitere Mittagspause ohne Essen. Ein weiterer Spielplatz ohne spielende Kinder. Das

Schweigen dieser zusammengekauerten Kinder schrie lauter nach Hilfe, als es der Leiter irgendeiner Schule jemals hätte tun können. Umso glücklicher war ich, als wir nur wenige Monate darauf die ersten warmen Mahlzeiten dort ausgeben konnten.

Während ich dies schreibe, weiß ich nicht, wie es den Kindern des besagten Dorfes zwischenzeitlich ergangen ist, und ein Teil von mir möchte nicht einmal darüber nachdenken.

Ende des Jahres 2020 brach in Tigray erneut ein schwerer Konflikt aus, von dem die Welt angesichts des epischen Kampfes gegen COVID-19 keine Notiz nahm. Unter normalen Umständen, so hoffe ich zumindest, hätte diese Tragödie ungeteilte Aufmerksamkeit erhalten. Während ich diese Zeilen schreibe, bedürfen bereits mehr als 5,2 Millionen Menschen humanitärer Hilfe. Als dieselbe Region in den Achtzigern von einer Hungersnot in eisernem Griff gehalten wurde, reagierte die Weltgemeinschaft umgehend. Live Aid war für mich wie auch viele andere meiner Generation eine prägende Erfahrung. Das musikalische Spektakel, das die ganze Welt in Atem hielt, war letztendlich der Auslöser für meine erste Spende an eine Hilfsorganisation. Die Gleichgültigkeit, die der humanitären Katastrophe in Tigray heutzutage entgegengebracht wird, beunruhigt mich zutiefst. Das Gleiche gilt für meine regelmäßigen Gespräche mit Schwester Medhin.

Während der ersten Monate dieses schrecklichen Krieges herrschte eine beinahe vollständige Nachrichtensperre. Allerdings sickerten sehr verstörende Berichte durch: Ethnische Säuberungen, Vergewaltigungen, sexuelle Übergriffe und Hunger seien als Kriegswaffen eingesetzt worden. Unvorstellbar grausame Dinge, denen ein globaler Aufschrei hätte folgen müssen. Politischer Druck und ein deutliches Zeichen der Unterstützung seitens der Weltgemeinschaft wären das Mindeste gewesen – doch war diese ganz offensichtlich mit anderen Themen beschäftigt.

Als dann die Telefonnetze wieder in Betrieb gingen, nahmen wir regelmäßig Kontakt mit Schwester Medhin auf. Sie beschrieb den real gewordenen Albtraum der nun ihren Alltag prägte. Manchmal fühlten sich die Telefonate wie ein dringend benötigtes Ventil für Schwester Medhin an, auch sie hatte Kummer und Schmerz zu verarbeiten. Meistens sprach sie jedoch vom Leid ihrer Mitmenschen und suchte nach Möglichkeiten, wie man ihnen helfen könnte. Persönliche Gespräche wurden oft von praktischen Fragen unterbrochen, beispielsweise wie man sofortige Notmaßnahmen unterstützen könnte. Vor Ausbruch des Konflikts hatten wir eine großflächige Erweiterung unseres Schulspeisungsprogramms in

Tigray geplant. Wir hatten uns riesig darauf gefreut, weitere Zehntausende Kinder der Region mit einer täglichen warmen Mahlzeit zu versorgen und bereits eine Menge Vorarbeit geleistet. Angesichts geschlossener Schulen und der Tatsache, dass ein großer Teil der Bevölkerung sich gezwungen sah, fluchtartig seine Dörfer zu verlassen, mussten wir unsere Strategie kurzfristig ändern. Im Fokus stand nun die Durchführung sofortiger Hilfsmaßnahmen. Dem Heldenmut und der Unnachgiebigkeit der Vinzenterinnen ist es zu verdanken, dass wir schon bald Zehntausende der vertriebenen Landbewohner versorgen konnten. Sie waren in die Städte geflüchtet und viele von ihnen hatten ironischerweise in Schulen Unterschlupf gefunden - einstige Bildungsstätten, die in Aufnahmezentren für Binnenflüchtlinge umfunktioniert worden waren.

Neben der täglichen Herausforderung, die materiellen Bedürfnisse verzweifelter, in die Städte strömender Menschen zu befriedigen, erfüllte Schwester Medhin eine weitere, deutlich anspruchsvollere Funktion: Sie nahm sich Zeit für die traumatisierten Menschen, hörte sich ihre Geschichten an. Sie wusste, dass dies manchmal wichtiger war als alles andere.

Weißt du, Magnus, die Menschen in diesen Lagern erzählen mir die schrecklichsten Geschichten. Junge Mädchen, die vergewaltigt wurden. Aber auch ältere Frauen, deren Ehemänner dabei zusehen mussten, wie sie missbraucht wurden. Wenn man sich mit ihnen unterhält, fangen die meisten, insbesondere die Frauen, erst einmal zu weinen an. Da ist so viel Schmerz in ihnen. Es fühlt sich an, als ob es mir selbst widerfahren wäre. Ich weiß nicht, wie ich es besser beschreiben soll, aber so fühlt es sich momentan für mich an. Viele der Männer fangen ebenfalls zu weinen an, wenn sie erzählen, was sie durchgemacht haben. Ich weiß, wie schwer es für diese Männer ist, ihren Tränen freien Lauf zu lassen. Und trotzdem tun sie es, schweigen dabei minutenlang. Dann gilt es, geduldig zu sein, sie weinen und ihre Emotionen ausdrücken zu lassen. Ich habe noch nie derart traumatisierte Menschen gesehen und sie haben mein volles Mitgefühl. Einige von ihnen haben uns erzählt, dass sie über Leichen klettern mussten. Du musst dir das einmal vorstellen, so viele wurden getötet, dass sie über Tote hinweggestiegen sind, um selbst zu überleben.

Bei diesen Telefonaten mussten wir stets davon ausgehen, von Personen abgehört zu werden, die verhindern wollten, dass diese Gräueltaten an die Öffentlichkeit gelangen. Wir mussten verschlüsselt miteinander kommunizieren und manchmal fiel es mir schwer, die Zusammenhänge zu erkennen. Vieles blieb unausgesprochen.

Ich erinnere mich an ein Telefonat mit Schwester Medhin, bei dem sie kurz zuvor die Nachricht erhalten hatte, dass 13 ihrer Brüder und Cousins getötet worden waren. Während der Feldarbeit fanden sie bei mehreren verschiedenen Angriffen den Tod. Verständlicherweise war sie völlig aufgelöst. Doch schon in den folgenden Tagen und noch im Schockzustand, nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Nicht nur den traumatisierten Menschen um sie herum wollte sie ein klein wenig von ihrem Leid abnehmen, sondern auch den Mitgliedern ihrer Schwesternschaft.

Einige der Schwestern haben mich gefragt, ob es spezielle Schulungen gäbe, um effektiver helfen und eigenen Schmerz besser verarbeiten zu können. Die ganze Situation ist uns über den Kopf gewachsen, wir haben selbst Angehörige verloren, haben so viele Menschen sterben sehen. Manchmal reicht es aus, dass ein Vogel an uns vorüberfliegt. Der Schatten eines fliegenden Vogels kann uns in Angst und Panik versetzen, kannst du dir das vorstellen? Wir sind so überempfindlich geworden. Wir brauchen dringend Unterstützung.

Während eines Anrufs stellte ich Schwester Medhin dieselbe Frage, die ich Felix gestellt hatte: „Woraus ziehst du deine Kraft?“

Zum einen praktizieren wir täglich die heilige Eucharistie, die uns Gnade finden lässt. Zum anderen, und das trifft insbesondere auf mich zu, teilen wir unsere Erfahrungen mit Menschen, die dasselbe tun wie wir. Wir teilen unsere Geschichten und dadurch auch den Schmerz. Manchmal weinen wir gemeinsam, Frauen wie Männer, was sehr erleichternd ist – man kann förmlich spüren, wie jedem eine große Last von den Schultern fällt. Und da gibt es natürlich noch euch, unsere Unterstützer, vor allem Mary's Meals. Eure unerschütterliche Zuversicht, die Energie, die ihr ausstrahlt, eure couragierte Herangehensweise. Zu wissen, dass es da Leute gibt, die hinter einem stehen, diesen Rückhalt zu haben... Zu wissen, dass man nicht vergessen worden ist, auf finanzielle Hilfe hoffen darf, dass ihr uns bei so vielen anderen Dingen unter die Arme greift – das ist es, woraus ich Kraft und Mut schöpfe.

Diese Hymne auf die Solidarität war etwas, auf das Schwester Medhin wieder und wieder zurückkommen sollte - etwas, das mir von Anfang an seit meinen Tagen in Bosnien aufgefallen ist. Zu wissen, dass man nicht vergessen worden ist, ist mit das Wichtigste für Menschen, die großes Leid erfahren. Insbesondere im Fall von ethnischer Gewalt, wenn ganze Volksgruppen ihrer grundlegenden Menschenrechte beraubt werden, braucht es ein Zeichen der Solidarität.

Eines Tages erzählte mir Schwester Medhin diesbezüglich eine kleine Anekdote. Sie beschrieb eine Situation in Mekelle, wo die Menschen auf einem öffentlichen Platz die Meldungen eines örtlichen Nachrichtensenders verfolgten. Mit ungläubigem Staunen vernahmten sie die Nachricht, dass Mary's Meals-Irland soeben einen dringenden Hilferuf für die Menschen in Tigray ausgesandt hatte. In diesem Moment sei ein Aufschrei der Freude durch die Menschenmenge gegangen.

Es war eine schöne Erfahrung, besagte Geschichte am nächsten Tag mit unseren Freunden in Irland teilen zu dürfen. Insbesondere da die Einwohner dieser kleinen, starken Nation, die ebenfalls auf eine lange Geschichte von Hungersnöten zurückblickt, dem Spendenaufruf wieder einmal äußerst großzügig nachgekommen waren.

Als ich Julie von Schwester Medhins unaufhörlichem Dank für unsere Gebete erzählte, schlug sie vor, einen virtuellen Rosenkranz für die Menschen in Tigray zu organisieren. Letztendlich stimmten Hunderte in die Andacht ein. In einem babylonischen Sprachengewirr beteten wir für die Menschen, dass endlich wieder Frieden in der Region einkehren möge. Zu unserer großen Freude hielt die Telefonverbindung an jenem Abend, sodass Schwester Medhin uns begleiten und ein Ave Maria in der Landessprache vortragen konnte – während im Hintergrund Schüsse zu hören waren. Spätestens zu Ende des Gebets, als sich Schwester Medhin an uns richtete, waren viele der Teilnehmer zu Tränen gerührt.

Ich möchte diejenigen, die uns auf jede erdenkliche Art und Weise unterstützen, wissen lassen, dass unser Dank vor allem Mary's Meals gehört. Insbesondere in den letzten drei Monaten habe ich dem Herrn täglich dafür gedankt. Gott hat uns auf ganz besondere Art gesegnet, sowohl euch, die ihr uns all eure Kraft und Unterstützung zuteilwerden lasst, als auch mich, eine Tochter der christlichen Nächstenliebe. Ihr habt mir geholfen, die Kraft zu finden, meiner Berufung treu zu bleiben, und das bedeutet mir sehr viel. Eure Gebete haben uns angetrieben, unsere Arbeit fortzuführen. Nichts anderes war es. Keiner weiß, was morgen geschehen wird, also danken wir Gott einfach für den heutigen Tag.

Während der Pandemie stellten wir fest, dass es durchaus auch andere Möglichkeiten gibt, gemeinschaftlich zu beten. In den letzten Jahren hatten wir damit begonnen, eine jährliche Pilgerreise nach Medjugorje zu organisieren. Im Jahr 2018 und 2019 fanden sich dort mehr als 200 Menschen aus aller Herren Länder ein, um drei Tage lang gemeinsam zu beten. Es war eine wunderbare Erfahrung, die wir im Jahr 2020 unbedingt wiederholen wollten, uns aufgrund

von COVID-19 jedoch verwehrt bleiben sollte. Wieder einmal hatte Julie eine geniale Idee - eine, die sich zu etwas Großem entwickeln sollte! Was als spontaner Videoanruf aus unserem alten Schuppen begonnen hatte, verwandelte sich in eine dreitägige virtuelle Gebetsveranstaltung, an der mehr als 10.000 Menschen aus über 100 Ländern teilnahmen. In der Geschichte von Mary's Meals wurde dem Gebet stets oberste Priorität eingeräumt und es sollte sich zeigen, dass die meisten unserer Unterstützer diese Reihenfolge noch heute gutheißen – erst zu beten, dann zu handeln. Höhepunkt der Pilgerreise war der in mehreren Sprachen abgehaltene Rosenkranz. Über 20 verschiedene Sprachen waren zu hören, darunter Exoten wie die Muttersprache jener Menschen, die im Krisengebiet des Südsudan ausharrten.

Wiederholt beobachteten wir, wie sich pandemiebedingte Barrieren in Chancen verwandelten. Die Pilgerreise nach Medjugorje hätte normalerweise ungefähr 200 Menschen zusammengeführt, so waren es über 10.000. Viele Fundraising-Veranstaltungen liefen ähnlich ab. Natürlich konnten nicht alle Hindernisse aus dem Weg geräumt werden und die Mary's Meals-Familie ist keine, die auf ewige Zeiten in einer virtuellen Welt leben möchte. Viele Kapitel dieses Buches basieren auf Erfahrungen, die in der realen Welt gemacht wurden. Offen gestanden würde sich die vorliegende Lektüre ohne das ein oder andere Glas Bier in gemütlichen Kneipen, Umarmungen in Kriegsgebieten und noch heiß verzehrten Likuni Phala (eine Art nährstoffreicher Grießbrei) nur äußerst zäh lesen. Der Tag wird kommen, an dem wir COVID-19 hinter uns lassen und um einige Erfahrungen reicher in die Zukunft blicken werden.

Vielleicht werden wir vor allem einer Sache gewahr: dass unsere tief in der Nächstenliebe verwurzelte Organisation durchaus krisensicher ist. Sechs Jahre nach dem ersten großen Meilenstein von einer Million versorgter Kinder haben wir bereits die zweite Million erreicht. Ohne uns auf diesen Lorbeeren auszuruhen, haben wir die drei Millionen ins Visier genommen, um schlussendlich unsere Vision Realität werden zu lassen: keine hungernden Kinder mehr auf dieser Welt. Wir werden dabei auf Hindernisse stoßen, so viel ist sicher, doch werden wir sie zu umgehen wissen.

Gerade heute habe ich mit Jerry und Dennis gesprochen, zwei Männern, die vor wenigen Wochen aufgebrochen waren, um die 1.500 Meilen (ca. 2.400 KM) von Claxton, Georgia die Atlantikküste hoch bis Bar Harbor, Maine zu radeln. Ziel ihrer Aktion ist es, 14.000 US-Dollar (ca. 12.000 Euro) aufzubringen, um weitere 658 Schulkinder der Thumba Grundschule in Malawi am Mary's Meals-Schulspeisungsprogramm teilhaben zu lassen. An ihren Rädern haben sie kleine

Plakate platziert, auf denen 'Unterwegs für Gottes Kinder' zu lesen ist. Die Tatsache, dass sie immer wieder und von den unterschiedlichsten Menschen darauf angesprochen werden, kommentiert Dennis folgendermaßen: „Unsere Philosophie ist ganz einfach – erzähl es gut und lass dabei nichts aus.“ Wobei er die unterwegs verteilten Flyer vor seine Laptop-Kamera hält.

„Hin und wieder erzählen wir den Menschen auch ungefragt von Mary's Meals!“, lacht Jerry.

Beide Herren sind über 80 Jahre alt. Nebenbei erwähnt Dennis, dass bei ihm ein Tag vor der geplanten Abreise Prostatakrebs diagnostiziert wurde. Er bittet mich, für ihn zu beten, dass die in wenigen Wochen anberaumte Operation gut verlaufen möge.

„Aber jetzt erzähl Magnus deine Geschichte, Jerry.“

Nun, ich kam als Krüppel auf die Welt. Meine halbe Kindheit verbrachte ich in einem Shriners-Krankenhaus (eine spezielle Pflegeeinrichtung). Ich habe kurze Beine und kleine Füße, lernte aber trotzdem zu laufen. Wer weiß, wie mein Leben verlaufen wäre, wenn ich nicht mit diesen Problemen zu kämpfen gehabt hätte. Solche Sachen machen dich entweder stärker oder lassen dich verbittern. Ich hoffe, es hat mich stärker gemacht.

Vor zwei Wochen, die beiden hatten schon über 1.600 Kilometer absolviert, fuhren die zwei einen Hügel hinab und um eine Biegung herum, die in einer Sackgasse endete. Mit über 30 km/h landete Jerry im Straßengraben.

„Es war der schlimmste Tag meines Lebens“, so Dennis. „Er war 10 Minuten lang bewusstlos. Zum Glück befand sich ein hilfsbereites Ehepaar in der Nähe, die mit mir gemeinsam auf den Krankenwagen warteten.“

„Jedenfalls werden wir bald wieder unterwegs sein“, wirft Jerry ein, der neben seiner Frau Julie auf der heimischen Couch zu sehen ist. Zuvor hatte er mehrere Wochen im Krankenhaus verbracht. „Mein Nacken fühlt sich noch ein wenig steif an, aber sobald das erledigt ist, geht es auch schon wieder los.“

„Wie lange braucht ihr noch bis Maine?“, frage ich ihn. Mittlerweile fühle ich mich fast verantwortlich für die Strapazen, die die Jungs – inklusive ihrer Frauen, Julie und Shirley – auf sich genommen haben.

„Gute 800 Kilometer, schätze ich. Aber Maine wird nicht das Ende, sondern erst der Anfang sein!“

„Yep, wir arbeiten daran“, sagt Dennis. „Wir versuchen gerade eine größere Gruppe zusammen zu trommeln, um so 1 Million Dollar (über 850.000 Euro) für Mary’s Meals aufzutreiben.“

Und so geht sie immer weiter, diese unglaubliche Reise. Eine Geschichte, die dazu führt, dass dringend benötigte Lebensmittel abgelegene Gebirgspfade hinauftransportiert werden und ältere Herren epische Fahrradtouren in Angriff nehmen. Je länger ich diesem bunten Treiben vom Seitenaus zusehe, desto kleiner und unbedeutender fühle ich mich. Und ja, auch ich spüre, dass wir ´erst am Anfang stehen´. Wie könnte es anders sein, angesichts Millionen immer noch Hunger leidender Kinder?

Neuer Epilog

Eines windigen Herbstnachmittags wanderte ich mit meinem damals neun Jahre alten Sohn Gabriel durch die riesigen Wälder direkt vor unserer Haustür. In dem uralten Wald finden sich Kiefern, Buchen, Eichen, Erlen, Stechpalmen, Eschen, Kastanien, Lärchen und noch viele weitere Baumarten. Wir waren gekommen, um den 'ältesten Bäumen von ganz Dalmally' einen Besuch abzustatten – zwei gigantische Kiefern, die majestätisch über einer verwitterten Felswand thronen und in der heidebewachsenen Hügellandschaft schon von Weitem zu erkennen sind.

Herbstlaub säumte unseren Rückweg, sodass ich unwillkürlich an ein Buch denken musste, welches ich kurz zuvor gelesen hatte. *Der Mann, der Bäume pflanzte* – ein Meisterwerk von Jean Giono, geschrieben im Jahr 1950. Es handelt von seinem Aufeinandertreffen mit einem alten Schäfer, der in den kargen Ebenen der französischen Voralpen ein Eremitendasein führte. Viele Jahre zuvor hatte es sich der eigenbrötlerische Schafhirte zur Gewohnheit gemacht, Tag für Tag Tausende von Eichen zu pflanzen. Über einen Zeitraum von 40 Jahren hinweg hatte er so nicht nur eine ganze Landschaft, sondern auch die Menschen, die dort lebten, geprägt. Die Geschichte zog mich in ihren Bann, vor allem deshalb, da in unserem Teil Schottlands momentan eine Debatte hinsichtlich der Wiederaufforstung jener Hügel und Täler geführt wird, die von unseren Vorfahren gerodet wurden. Bis heute verhindern Weidehaltung und gefräßiges Rotwild den Nachwuchs heimischer Baumarten.

Von jahrhundertealten Baumriesen umgeben, gingen mir Gionos Zeilen durch den Kopf. Eine Frage meines Sohnes holte mich in die Gegenwart zurück: „Ist das eine Eichel, Papa?“

Er beugte sich hinab, um ein perfektes kleines Exemplar aus dem Laub zu klauben. Dabei entdeckte er noch eine – und noch eine. Als wir zu Hause ankamen, waren unsere Taschen prall gefüllt.

Am nächsten Morgen machten wir uns in aller Frühe zur ältesten Eiche auf, von der wir wussten. Sie steht am Ufer des Orchy an einer Stelle, wo wir für gewöhnlich baden gehen. Ihre beeindruckenden, langen Äste ragen bis in die Flussmitte hinein. Als ich in Gabriels Alter war, turnte ich regelmäßig in diesen Ästen herum. Der Fuß des Stammes weist ein großes Loch auf, in dem sich eine Otterfamilie eingenistet hat. Obwohl ich mich diesem Baum seit Jahrzehnten

verbunden fühle, war ich noch nie auf die Idee gekommen, dort nach Eicheln zu suchen. Nun gut, an jenem klaren, kühlen Morgen war dies also unsere Mission.

Schon von Weitem war erkennbar, dass Tausende davon an den ausladenden Ästen hingen – sie ächzten förmlich unter der Last –, sogar Gabriel musste einfach nur die Arme ausstrecken, um sie zu pflücken. Die Zweige, die am weitesten in den bedächtig dahinfließenden Strom hineinragten, trugen die meisten Früchte. Unser Timing hätte nicht besser sein können, viele waren bereits herabgefallen oder taten dies auf die leichteste Berührung hin. Wir verbrachten Stunden damit, ganze Säcke mit Eicheln zu füllen, die anderenfalls irgendwann im Fluss oder auf dem Boden gelandet wären, um von Schafen und Wildschweinen verschlungen zu werden. Aller Bemühungen zum Trotz ließen wir noch Hunderte der begehrten Früchte zurück – wir hatten uns nicht einmal strecken oder nasse Füße holen müssen.

Die folgenden Tage verbrachten wir damit, unsere Beute in Töpfe zu pflanzen, wobei wir von Gabriels älterer Schwester Bethany eifrig unterstützt wurden. Es waren Hunderte. Darüber, wo genau wir die jungen Bäume einmal setzen würden, habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Viele von ihnen sind bereits dem unersättlichen Hunger heimischer Eichhörnchen zum Opfer gefallen. Mir gefällt der Gedanke, dass die Pflänzchen, die überleben, eines Tages einen Eichenwald geschaffen haben, in dem nicht nur die Nachfahren dieser Eichhörnchen, sondern auch meine Enkelkinder nach den Früchten dieser wunderschönen Bäume Ausschau halten werden.

Give

Leseprobe

Einführung

Ein Küchenfenster steht offen, und die torfige Luft der schottischen Lowlands mischt sich mit dem Duft von frisch gebackenem Brot.

Der vertraute Geruch meiner allerersten Hilfsaktionen daheim in unserem kleinen Dorf am Flussufer des Orchy, der für mich bis heute untrennbar mit Nächstenliebe verbunden ist.

In jenem Sommer 1985 hatte meine Mutter in jeder freien Minute am Backofen gestanden, bis ihr Gesicht glühte. Ich sah oft zu, wie sie eine Ladung dampfender Laibe nach der anderen hervorzauberte. Allein schon beim Zusehen konnte ich spüren, wie der unwiderstehliche Getreideduft den Raum, das ganze Haus ausfüllte. Wir hatten ihn noch in der Nase, wenn wir die enge Straße zur Gemeindehalle nahmen, um unseren Beitrag inmitten einer Auswahl selbst gebackener Köstlichkeiten zu verkaufen. Und er hüllte uns wieder ein, immer noch warm, wenn wir von unseren Spendenaktionen gegen den Hunger in Äthiopien zurückkamen.

Im Geiste versetzt mich die entfernteste Idee von Brotaromen in diese Zeit zurück, als im ganzen Land vielfach solche Wohltätigkeitsveranstaltungen organisiert wurden.

Plötzlich war etwas im Gange. Es lief seit Wochen auf allen Radio-Sendern. Explosionen in der Ferne übertönten die Nachrichtensprecher, die aus Äthiopien zugeschaltet wurden. Die Aufnahmefetzen wurden vermutlich aus halb zerstörten Gebäuden heraus gemeldet. Von einer unaufhörlich steigenden Zahl der Todesopfer war die Rede.

Das versetzte die Welt in Aufruhr. Die Berichterstattung des BBC-Reporters Michael Buerk erschütterte alle zusätzlich. Aus einem staubigen Flüchtlingslager in Tigray, umgeben von Toten und Sterbenden, hatte er das „was der Hölle auf Erden am nächsten kam“ in unsere Wohnzimmer gehievt. Die Welle der Hilfsbereitschaft war grenzenlos. Aber unter den zahlreichen Spendenaktionen, die aufgrund dieser verstörenden Fernsehbilder ins Leben gerufen wurden, stellte eine alle anderen völlig in den Schatten.

Am 13. Juli 1985 fieberten mit mir 30 Prozent der Weltbevölkerung bei Live Aid vor dem Fernseher. Für einen Teenager, der in einer Zeit vor dem Internet

heranwuchs, war die Aussicht auf einen Tag voller Live-Auftritte internationaler Rock- und Pop-Superstars mit ein paar Freunden fast zu schön, um wahr zu sein.

Der Tag war großartig. Wir hatten es uns auf dem Sofa gemütlich gemacht und jeder ein eiskaltes Bier in der Hand. Manche der Gruppen feuerten wir an, andere wiederum wurden von uns ausgebuht – aber ein bis zwei Mal kamen wir nicht darum herum, auch deren Performance zu bewundern. Während in Wembley die Bands in den Abend hineinspielten, setzte sich in Philadelphia die amerikanische Version von Live Aid in Gang. Immer wieder wurden Auftritte von dort bei uns eingeblendet. Als wir unsere Witze rissen, lachten und über die Darbietung eines jeden Künstlers debattierten, war uns stillschweigend bewusst, Teil einer absolut einzigartigen Sache zu sein. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte uns Bob Geldof regelmäßig daran erinnert, worum es bei diesem spektakulären Event wirklich ging – Geldmittel aufzubringen, um acht Millionen Menschen in Äthiopien vor dem drohenden Hungertod zu bewahren. Schließlich kam David Bowie und schmetterte der Menge „We can be heroes, just for one day“ entgegen, um daraufhin ein kurzes Video zu zeigen. Es folgten vier Minuten der grausamsten Bilder, die ich jemals gesehen hatte. Von einer Sekunde auf die andere saßen abgemagerte Kinder mit scharf hervorstehenden Rippen und aufgeblähten Bäuchen mit uns auf der Wohnzimmercouch. Der durchdringende Schrei eines Kindes war zu hören, ein winziger, in schmutzige Mullbinden verknäuelter Leichnam zu sehen. Es war zutiefst schockierend. Abwechselnd, ungefähr so als würden wir das Olympische Feuer weitertragen, teilten wir uns den Hausapparat, um telefonisch unseren Spendenbeitrag zu leisten. Ich glaube, es war das erste Mal, dass ich einer Hilfsorganisation aus freien Stücken etwas zukommen ließ (die Spenden in der Sonntagsmesse hatten sich nie wirklich freiwillig angefühlt). Nachdem ich meine Bankdaten durchgegeben und damit einen sehr bescheidenen Teil meines mit einem Ferienjob verdienten Geldes abgetreten hatte, hing ich den Hörer auf die Gabel. Im selben Moment wurde ich von einem flüchtigen, ungewohnten Hochgefühl übermannt; einem kurzen Glücksflackern, einem brennenden Verlangen danach, ein besserer Mensch zu sein – die ganze Welt sollte eine bessere sein. Das konnte nicht nur am Bier gelegen haben.

Neben dem Trauma, Schottland während der Fußballweltmeisterschaft beim Spielen zugehört zu haben, handelt es sich bei Live Aid um die einzige TV-Veranstaltung, die mir aus meiner Jugendzeit lebhaft in Erinnerung geblieben ist. Ich bin mir nicht sicher, ob diese Erfahrung irgendeinen Einfluss auf meine spätere Arbeit als Entwicklungshelfer im Ausland hatte. Da gab es sicherlich

andere, naheliegendere Auslöser, die mich auf diese Reise geschickt haben. Überzeugt bin ich jedoch, dass dieses Event aus dem Sommer 1985 sich darauf auswirkte, wie ich und viele andere meiner Generation gewissen Dingen gegenüberstehen. Der technische Fortschritt, der es uns ermöglicht hatte, diesen großartigen Konzerten gleichzeitig beizuwohnen, uns im selben Atemzug aber das unerträgliche Leid in Äthiopien schmerzlich vor Augen führte, verbündete Menschen aus aller Herren Länder; diejenigen, die dringend auf unsere Hilfe angewiesen waren als auch die, die vereint eine entsprechende Antwort fanden. Live Aid vermittelte uns nicht nur das Gefühl, dass es möglich ist, zu helfen, sondern gleichzeitig auch noch cool, um es mit den Worten der damaligen Zeit zu sagen. Aufgewachsen in einer Familie gläubiger Christen hatte ich zum einen ein ausgeprägtes Bewusstsein für unsere Verpflichtung, den Bedürftigen beizustehen, zum anderen den festen Glauben daran. Seit frühester Kindheit – noch lange bevor unser Haus in jenem Sommer in eine Bäckerei umfunktioniert wurde – bin ich wieder und wieder Zeuge von Akten der Nächstenliebe geworden. Manche wie das Backen von Brot, waren eher profan, während sich andere wie die ungewöhnliche Entscheidung meiner Eltern, einen 7-jährigen Jungen mit ernsthaften Gesundheitsproblemen großzuziehen, drastischer gestalteten. Die Geschichten von Heiligen aus der alten Zeit und ihrer selbstlosen Taten der Barmherzigkeit waren mir ebenfalls vertraut. Nichtsdestotrotz, vermittelt von Neil Young oder Elvis Costello im Kreis meiner besten Freunde, kam die Botschaft doch irgendwie etwas anders herüber. Wie auch immer – und ohne dass wir es in diesem Moment wahrgenommen hätten – die Ära der von Prominenten angeführten Charity-Veranstaltungen hatte gerade erst begonnen.

Sieben Jahre nach dem Live Aid-Event verfolgten mein Bruder und ich eine weitere grauenvolle Berichterstattung im Fernsehen. Diesmal ging es um Flüchtlinge, deren Leben vom Krieg, der das ehemalige Jugoslawien in Stücke riss, zerstört worden war. Unsere Reaktion auf diese Ereignisse war diesmal eine völlig andere. Wir starteten einen kleinen Aufruf an Freunde und Verwandte, die notwendigsten Mittel für eine Grundversorgung zu spenden. Nachdem wir diese in erstaunlichen Mengen erhalten hatten, nahmen wir eine Woche frei von unserer Arbeit als Lachszüchter und fuhren von Schottland aus zu einem Flüchtlingslager in der Nähe von Medjugorje in Bosnien-Herzegowina. Was ich damals nicht ahnen konnte, war, dass dies zur Gründung einer neuen Hilfsorganisation führen sollte, aus der letzten Endes Mary's Meals entstanden ist – eine globale Bewegung, die heute Schulspeisungsprogramme in den ärmsten Ländern der Welt ins Leben ruft, die auf kommunaler Ebene betrieben

werden und mittlerweile mehr als 1,8 Millionen Kinder in einer Bildungseinrichtung täglich mit einer warmen Mahlzeit versorgt.

Genau wie die Gründer von Live Aid hatte auch ich keinerlei Qualifikationen, solch eine Arbeit anzuleiten. Mein Mitgefühl für die Menschen, deren Leid uns durch die Medien vor Augen geführt wurde, löste ganz einfach den Wunsch in mir aus, etwas zu unternehmen (auch wenn die Ziele nicht ganz so hochgesteckt waren). Ein langfristig ausgelegter Plan existierte ebenso wenig. Als Antwort auf unseren ersten Spendenaufruf überflutete uns ein anfänglicher Strom von Gutherzigkeit, der seitdem kein bisschen nachgelassen hat. Dieses erste Rinnsal an Zuwendungen ist zu einer mächtigen Flut angewachsen, gespeist von kleinen Akten der Nächstenliebe, die weltweit von Hunderttausenden erbracht werden, die unsere Bewegung unterstützen. Aus diesem Grund ist aus der Reise, auf die ich mich vor 28 Jahren machte, eine Lebensaufgabe geworden. Alleine in Malawi, wo mehr als 30 Prozent der Grundschul Kinder täglich durch Mary's Meals eine warme Mahlzeit erhalten, spenden mehr als 85.000 in Armut lebende freiwillige Helfer, Tag für Tag großzügig ihre Zeit. Ehrenamtlich betreuen und bekochen sie die hungrigen Kinder ihrer Gemeinde. Manchmal, wenn man darüber nachdenkt, müssen sie zum Umfallen müde gewesen sein -, und dann winken Sie sich noch lachend zu. In vielen wohlhabenderen Ländern organisiert unterdessen eine ganze Armee von Ehrenamtlichen jeder Altersgruppe Wohltätigkeitsveranstaltungen. Sie halten öffentliche Vorträge ab und nehmen an gesponserten Aktivitäten teil, um die Gelder aufzubringen, die für jede dieser Mahlzeiten benötigt werden. Jeden Tag erhalten wir Zuwendungen aller Größenordnungen – von denen, die bereit sind, zu teilen, sodass andere wenigstens etwas zu Essen haben. An Grundschulen sammeln Kinder Kleinstbeträge und verkaufen Selbstgebackenes, während manche ihrer Eltern einen monatlichen Beitrag ihres Ersparnen abgeben. Und obwohl der überwiegende Teil unseres Supports aus diesen bescheidenen, verblüffenden Akten der Mildtätigkeit besteht, so befinden sich hier und da Geschenke spektakulären Ausmaßes darunter. Teilweise bedeuten diese großzügigen Gesten einschneidende Lebensentscheidungen. Mit jedem Jahr, mit dem sich die Summe dieser Spenden erhöht, wächst auch die Anzahl der Kinder, die nicht weiter Hunger leiden müssen.

Die Geschichte von Mary's Meals lässt vermuten, dass der Charity-Gedanke am Leben ist und in vielerlei Hinsicht trifft das auch zu. Dies ist jedoch nur die eine Seite der Medaille. Im selben Zeitraum gab es genug Negativbeispiele, die dem Wohltätigkeitsgedanken einen beißenden Beigeschmack bescherten.

Hilfsorganisationen scheinen dauerhaft im Kreuzfeuer der Kritik zu stehen und ein paar wenige von ihnen sorgten tatsächlich für große Skandale. Gewisse Bedenken hinsichtlich der Art und Weise, wie Wohltätigkeitsorganisationen ihre Arbeit verrichten, wirken wie in Stein gemeißelt: „Vorsitzende von Hilfsorganisationen beziehen viel zu hohe Gehälter!“, oder: „Unsere Spendengelder gehen für die hohen Fixkosten drauf!“, sind die Klassiker unter ihnen.

Im Jahr 2015 nahm sich die aus Bristol stammende Olive Cooke, eine 92-jährige ehrenamtlich tätige Dame, das Leben, nachdem sie von Hunderten von Bittschreiben übermannt worden war. Drei Jahre später beherrschte der aufsehenerregende Sexskandal, der von Anfang an mit Oxfam-Mitarbeitern in Haiti in Verbindung gebracht wurde, die Schlagzeilen auf der ganzen Welt und befeuerte das Misstrauen in der Öffentlichkeit. Eine Umfrage, die in diesem Jahr von der Charities Aid Foundation in Großbritannien durchgeführt wurde, kam zu dem Ergebnis, dass lediglich 50 Prozent der Befragten „zustimmten, dass Hilfsorganisationen vertrauenswürdig seien“. Eine ähnliche Studie in den USA brachte zum Vorschein, dass weniger als ein Fünftel der Amerikaner „vollstes Vertrauen“ in karitative Organisationen habe. Als Baronin Stowell im Jahr 2018 ihren Posten als Vorsitzende der Charity Commission (Ausschuss für Wohltätigkeitsorganisationen) für England und Wales antrat, erklärte sie, dass deren umfangreiche und unabhängige Recherchearbeit ergeben habe, dass „Menschen Hilfsorganisationen mittlerweile nicht mehr Vertrauen gegenüberbringen als dem durchschnittlichen Fremden, dem sie auf der Straße begegnen.“

Der Wohltätigkeitsgedanke ist teilweise fürchterlich in Verruf geraten, sein Ansehen beschmutzt von Verhaltensweisen, die nicht mit ihm in Verbindung gebracht werden sollten. Und jeder neue Skandal bietet die nächste Steilvorlage für weitere grundsätzliche Fragen. „Richten Hilfsmaßnahmen mehr Schaden an, als das sie Gutes bewirken?“, wurde in den Nachwehen von Live Aid als Erstes hinterfragt. Behauptungen, dass ein Teil der erwirkten Spendengelder von der äthiopischen Regierung abgezweigt wurde, deren Politik eine entscheidende Rolle bei der Entstehung der Hungersnot gespielt hatte, führten zu Andeutungen, dass Bob Geldofs Intervention die Problematik nur noch verschlimmert hätte. In den Jahren danach wurde von mehreren Seiten darauf hingewiesen, dass sich die Lage in Äthiopien trotz aller Unterstützung im Endeffekt überhaupt nicht verbessert hatte. Es stellte sich die Frage, ob

Wohltätigkeitsveranstaltungen wie Live Aid die eigentlichen Ursachen der Armut letztendlich nur verschleierten, anstatt sie aktiv anzugehen.

Vielleicht waren wir einfach naiv im Sommer 1985, vereinfachten die Dinge, wurden mitgerissen vom betörenden Duft gebackener Brotlaibe und der aufrichtigen Wut bekannter Rockstars. Sind die Menschen, die karitativen Organisationen weiterhin Spenden zukommen lassen, einfach unheilbar leichtgläubig? Ist Charity an sich überholt – abgelöst von mondäneren Dingen? Für diejenigen unter uns, die die Welt zum Positiven drehen möchten, wäre es vielleicht besser, den nächsten Schritt zu gehen und sich für Maßnahmen einzusetzen, die auf Wirtschaftswachstum, Umweltschutz, politische Veränderungen und menschliche Entwicklung (im Sinne des HDI) abzielen.

Es besteht kein Zweifel, dass Live Aid zwar hehre Ziele verfolgte, aber leider nicht fehlerfrei war. Und die Tatsache, dass nicht ein afrikanischer Künstler auf der Bühne von Wembley oder des JFK-Stadions zu bewundern war, ist beschämend. Die spürbare Belebung der Karrieren vieler Live Aid-Interpreten, einhergehend mit den entsprechenden finanziellen Erfolgen ist ebenfalls als irritierend zu bezeichnen. Und es ist sicherlich angemessen, darauf hinzudeuten, dass man das Verhalten der äthiopischen Regierung genauer hätte hinterfragen müssen.

Wie dem auch sei, Live Aid und unsere Reaktion darauf führten eindeutig zu einer Veränderung. In letzter Konsequenz gab die internationale Gemeinschaft genügend überschüssige Lebensmittelvorräte frei, um der Hungerkatastrophe ein Ende zu setzen. Eine Million Menschen mussten umsonst sterben, doch ein deutlich höherer Prozentsatz der acht Millionen vom Hungertod Bedrohten konnte durch diese Veranstaltung wahrscheinlich gerettet werden. Und trug Live Aid in den nachfolgenden Jahren nicht eindeutig seinen Teil zu dem anschließenden Gesinnungswandel gegenüber internationalen Hilfsleistungen westlicher Regierungen bei? Gilt es denn nicht als Inspirationsquelle einiger unbestritten effektiver Kampagnen, die ihren Fokus auf Schuldenerlass und fairen Handel gelegt haben? Schlussendlich befanden sich unter der Vielzahl derer, die ihre Fernsehapparate eingeschaltet hatten, um der Veranstaltung beizuwohnen, auch zukünftige Premierminister und Staatspräsidenten – von ambitionierten Lachszüchtern ganz zu schweigen. Seit damals haben deutlich schnellere und effektivere internationale Reaktionen dazu geführt, dass die Menschheit nie mehr Zeuge einer verheerenden Hungersnot wie der in Äthiopien werden musste. Ein weiterer Beleg dafür, dass sich das Blatt durch dieses Event eindeutig zum Besseren gewendet hat.

Die Debatte über das Für und Wider von Live Aid steht symptomatisch für die Kontroverse bezüglich Wohltätigkeitsorganisationen und Hilfeleistungen im Allgemeinen. Einer der Gründe dafür, dass anfangs produktive Diskussionen diesbezüglich oft scheitern, ist ein falsches Verständnis von Umfang und Zielen diverser Maßnahmen. Band Aid zum Beispiel (die Organisation, die gegründet wurde, um Live Aid und ähnlich motivierte Initiativen zu organisieren) hatte sich niemals auf die Fahne geschrieben, Äthiopien aus der Armut zu befreien, und dennoch wurde sie dafür kritisiert, dieses Ziel nicht erreicht zu haben. Hätte der Name allein nicht verständlich machen müssen, dass es von Anfang an darum ging, durch eine humanitäre Katastrophe ausgelöstes Leid zu lindern? Ziel war es, Leben zu retten, nicht die zugrunde liegenden Ursachen von Hungersnöten zu bekämpfen. Die ausgezehrt, dem Tode geweihten Menschen Nord-Äthiopiens befanden sich ganz sicher nicht in der Position, das Ergebnis irgendwelcher ausgeklügelten Entwicklungspläne abzuwarten.

Der Begriff der Nächstenliebe sollte klarer definiert und respektiert werden. Übersichtlicher aufzuzeigen, was diese wirklich beinhaltet, mag ein guter Ansatz sein, reicht aber noch lange nicht, um das Vertrauen in die Hilfsorganisationen dieser Welt wieder herzustellen. Denn wie wir unsere gemeinnützige Arbeit ausführen, ist mindestens so wichtig wie das Endergebnis. Selbst eine Organisation, die einen lasergleichen Fokus inklusive der effizientesten Abläufe entwickelt, auf ihrem Entstehungsweg jedoch den Respekt vor den Menschen verloren hat, denen sie dient, wird früher oder später Negativschlagzeilen produzieren. Es gibt Institutionen, die unglaublich ausgefeilte Techniken einsetzen, um Spendengelder zu generieren. Dabei scheinen sie vergessen zu haben, dass die Personen, deren Unterstützung sie suchen, menschliche Wesen sind, die aus Liebe teilen – und keine Bankautomaten, die lediglich Geld ausspucken. Diese Verbände haben das Recht darauf, sich mit dem Charity-Begriff zu schmücken, längst verwirkt. In dem Moment, in dem die ihnen anvertrauten Zuwendungen nicht mehr als kostbar und einzigartig betrachtet werden, ist jede karitative Organisation, egal welcher Größenordnung, dem Untergang geweiht. Eine solide Finanzverwaltung kann immer nur ein Teil des Ganzen sein.

Charity steht für Liebe. Vergessen wir das, reduzieren wir die nobelste aller menschlichen Tugenden auf ein Minimum. Damit beauftragt zu sein, Nächstenliebe zu verwalten, bedeutet große Verantwortung. Wenn wir es richtig machen, gelingt es uns, den ursprünglichen Charity-Gedanken hervorzuheben. Dabei leisten wir gleichzeitig einen Beitrag mehr über das Wunder der

Menschlichkeit als auch über das Wunder der eigenen Existenz herauszufinden. Wir können die Spender, aber auch die Empfänger von Taten der Barmherzigkeit unterstützen, vollständiger Menschen zu werden und ein bedeutungs- und freudvolleres Leben zu führen. Wir können sichere Häfen voller Vertrauen, Hoffnung und Liebe entstehen lassen. Orte, von denen sich die Auswirkung unserer Arbeit wie eine sanfte Welle verbreitet; angefangen von grundlegenden Problemen, die wir angehen, hin zu fundamentalen Umwandlungen auf unserem Planeten. Umwandlungen, die gleichsam subtil und nachhaltig sind. Scheitern wir jedoch in unserer Verantwortung als Schirmherr des Wohltätigkeitsgedankens, zerstören wir das Vertrauen der Menschen in uns für immer. Erneut wären wir Auslöser von Zynismus, Egoismus und Hoffnungslosigkeit. Wir können der Grund dafür sein, dass die Menschen sich nach innen anstatt nach außen wenden. In einer ohnehin verkorksten Welt würden wir Schaden anrichten, der weitreichende Konsequenzen hätte.

Seit vielen Jahren setzen sich meine Mitarbeiter und ich mit Fragen über das eigentliche Wesen der Nächstenliebe auseinander und wie man ihr ein treuer und rechtschaffener Begleiter sein kann. Angesichts unserer eigenen Fehler und Zweifel sind wir wieder und wieder von genau denen infrage gestellt und ermuntert worden, die all die kleinen Taten der Barmherzigkeit vollbringen, von der unsere Bewegung lebt. Sie haben uns so lange angespornt, bis wir es geschafft haben und uns bei unseren Anstrengungen unterstützt, den hohen Anforderungen gerecht zu werden, die sie – unsere Helfer – definiert haben. Sie haben uns ermuntert, an unserer Überzeugung festzuhalten, dass all die, die mit uns diese fantastische Arbeit leisten, dies im Namen der Liebe tun.

Somit hinterfragen wir uns immer wieder selbst. Wie verwalten wir die Mittel, die uns anvertraut werden, am sinnvollsten? Wie halten wir den tief empfundenen, authentischen Respekt den Menschen gegenüber aufrecht; sowohl den Menschen, denen wir dienen als auch denen, die uns bei unserer Arbeit unterstützen? Wo beginnen unsere Verantwortlichkeiten, wo hören sie auf? Wie bauen wir angemessene Beziehungen zu Regierungen und anderen zentralen Interessenvertreter auf? Haben die Werte und Ansätze, die uns gut gedient haben, als wir eine sehr kleine Gruppierung waren, heute noch Bestand – wenn mittlerweile Millionen von Menschen in den unterschiedlichsten Ländern ein Teil unserer Bewegung geworden sind? Ich bin fest davon überzeugt, dass wir erst dann unserer Rolle als vertrauenswürdige Verwalter einer karitativen Organisation gerecht werden, wenn wir Antworten auf diese Fragen sowie einen Weg, diese in der täglichen Praxis umzusetzen, gefunden haben.

Doch Barmherzigkeit zu leben ist nicht nur für die unerlässlich, die in die Arbeit von Hilfsorganisationen eingebunden sind. Für diejenigen, die den Wunsch hegen, vollständiger Menschen zu werden, ist sie ebenso unabdingbar. Die Art und Weise, in der wir Nächstenliebe praktizieren, definiert uns als Individuen. Wie wir unterstützen und fördern, wird sich auf unsere künftigen Gesellschaften auswirken. Und obwohl Charity ein unübersehbarer Teil der westlichen Kultur geworden ist, wird sie trotzdem – heute mehr denn je – infrage gestellt, falsch verstanden und hier und da ins Lächerliche gezogen. Ein skrupelloser Geschäftsmann in einer preisgekrönten Netflix – Thrillerserie: „Du hast ein schlechtes Gewissen? Schreib´ einen Scheck an UNICEF“. Man könnte sogar sagen, dass der Charity-Gedanke momentan in einer handfesten Identitätskrise steckt. Dabei würde es unserer zerbrochenen Welt, in der die lauteste Stimme allzu oft den größten Egoisten gehört, so guttun, der zurückhaltenden Stimme der Mildtätigkeit zu lauschen; von ihr zu lernen und sie zu preisen – auch wenn dies nicht ansatzweise ihr Bestreben ist.

Je intensiver wir Nächstenliebe praktizieren, desto mehr erfahren wir über uns selbst. Auf unserem Weg stellen wir vielleicht fest, dass nicht nur die bedürftige Person an der nächsten Straßenecke, sondern auch wir selbst der Zuwendung bedürfen. Eventuell stoßen wir in unserem Innersten auf eine große Leere – entdecken, dass uns die Liebe abhandengekommen ist – oder sind endlich stark genug, uns unseren Dämonen zu stellen. Den Weg der Wohltätigkeit einzuschlagen kann so viel mehr bewirken als ein monatlich abgebuchter Spendenbeitrag, über den wir kaum noch nachdenken oder ein Sponsorenlauf mit Freunden, der überwiegend zum Vergnügen stattfindet (wenn auch beides ehrenwert ist). Es kann bedeuten, uns auf Dinge einzulassen, die Risiko und Unbehagen mit sich bringen. Unser Verhältnis zu karikativer Arbeit kann der Schlüssel zu im Verborgenen liegenden Fähigkeiten sein, die nur darauf warten, entdeckt zu werden – wo Freude, Friede und ein tieferes Verständnis von Sinn und Zweck des Lebens wie Rohdiamanten auf ihren Feinschliff warten.

Doch dieser Weg kann beschwerlich sein. Gute Karten sind Mangelware und betreten wir unbekanntes und gefährliches Terrain, kann dies den Wunsch in uns auslösen, umzudrehen und in unseren Kaninchenbau zurückzukehren. Was einer Tragödie gleichkäme. Denn genau das Glück, das von jenen gefunden wird, die durchhalten, kann ganze Lebenswege verändern. Die glücklichsten Menschen, die ich jemals kennengelernt habe, sind gleichzeitig die großzügigsten Menschen, die ich jemals kennengelernt habe. Es sind die Menschen, die jetzt und in Zukunft ganz gewiss den größten Einfluss auf die Welt haben, in der wir

leben. Auch wenn dies nicht immer auf Anhieb zu erkennen ist. Die Erfahrungen, die ich auf meiner Reise bis heute gesammelt habe, haben mich zweifellos gelehrt, dass selbst die winzigsten Taten relevant sind. Sie tragen das Potenzial in sich, über Ozeane und ganze Generationen hinweg weitergegeben zu werden. Sie lösen Glücksgefühle in Menschen aus, die weit von uns entfernt scheinen.

Während dieser ersten Tage, in denen wir versuchten, den Menschen in Bosnien zu helfen, entdeckte ich mein Herz für die Nächstenliebe und wurde in ihren Bann gezogen. Fasziniert beobachtete ich diejenigen, die sie auf eine Art und Weise praktizierten, die in mir das Verlangen hervorrief, ein besserer Mensch zu werden. Seitdem befinde ich mich auf dieser Reise und die Wahrheit ist, dass ich mich manchmal frage, ob ich meinem Ziel tatsächlich nähergekommen bin. Trotz all der Jahre, in denen ich in dieser äußerst privilegierten Institution namens Charity dazulernen durfte, bin ich doch noch ein Neuling, wenn es darum geht, Ideen in die Tat umzusetzen. Dem Einen mag dies bedeutend leichter fallen als dem Anderen, in meinem Fall muss ich sagen, dass ich diesbezüglich nicht gerade mit Talent gesegnet wurde. Aber ich halte an der Überzeugung fest, dass Gott diejenigen liebt, die sich redlich bemühen und dass Nächstenliebe für etwas steht, das jedem von uns überall und zu jeder Zeit zugänglich ist. Nicht nur denen, die über eine gewisse Anziehungskraft, Gabe oder den richtigen Beruf verfügen, eine besondere Bildung genossen haben oder einer bestimmten Glaubensrichtung angehören.

Die Arbeit von Mary's Meals, die sich auf eine Art und Weise über den ganzen Globus ausgebreitet hat, die ich mir niemals hätte vorstellen oder gar planen können, wird von Edelmut getragen – von vielen kleinen Zeugnissen der Barmherzigkeit. Durch die unzähligen Male, in denen ich Beobachter solcher Taten geworden bin, glaube ich, verstanden zu haben, wie wahre Nächstenliebe wirklich gelebt wird. Dass sie sich oft in den unterschiedlichsten Formen und über die verschiedensten Kulturen und Lebenslagen hinweg zu erkennen gibt, macht da keinen Unterschied. Die Armen, Reichen, Rockstars, Kinder und Senioren – wir alle – sind fähig zu den herrlichsten und verblüffendsten Akten der Nächstenliebe. Sie können sowohl uns selbst als auch die Welt um uns herum zum Positiven verändern.

Ich wage mich also an dieses Buch zum Thema Nächstenliebe heran. Nicht weil ich ein Musterschüler oder erfahrener Praktiker wäre, sondern weil ich mich auf meiner langen Reise mit vielen Menschen anfreunden durfte, die genau dies sind. Ich habe schreckliche Hungersnöte an weit entfernten Orten erlebt, lokale Schulveranstaltungen besucht und war in den Nachwehen verheerender

Erdbeben sowie bei kräftezehrenden Predigten anwesend. Ich habe verhungerte Kinder und in Überfluss lebende Erwachsene gesehen. Und jedes Mal durfte ich unglaublich barmherzigen Menschen dabei zusehen, wie sie gigantische Akte der Nächstenliebe vollbrachten. Ihre edelmütigen Taten haben mich begeistert und angespornt. Sie haben mich motiviert, Fragen zu stellen und meinen Wunsch, das Wesen der Nächstenliebe besser zu verstehen, erneut zum Leben erweckt. Dank ihnen bin ich zu der festen Überzeugung gelangt, dass wir dort, wo wir aufrichtige Barmherzigkeit erleben, Gott begegnen.

Wenn ich höre, wie der Charity-Gedanke missinterpretiert oder diffamiert wird, fühlt es sich an, als beleidige jemand meine Mutter. Selbst wenn diese gerade nichts anderes tut, als in aller Seelenruhe einen weiteren Klumpen Teig durchzukneten, in ihrem beharrlichen Bestreben, ein wenig von dem Brot zu teilen, das für alle da ist. Nächstenliebe ist ein zu großes Geschenk, als dass man tatenlos danebenstehen dürfte, wenn sie verunglimpft oder schlechtgeredet wird. Sie ist zu bedeutend in unserem individuellen Streben, glückliche Menschen zu werden, um durch unüberlegte Aussagen und leere Phrasen verdreht zu werden. Viel zu eindeutig grenzt sie sich auf wunderbare Weise von all dem ab, was ihr ungerechterweise unterstellt wird. Und ganz gewiss ist sie zu nobel, um zuzulassen, dass ihr Name in den Schmutz gezogen wird.

Es ist diese Überzeugung, die mich veranlasst hat, dieses Buch zu schreiben – auch wenn ich noch längst nicht alle Antworten gefunden habe.